Evangelische Hochschule Nürnberg

Fakultät für Sozialwissenschaften

Studiengang Soziale Arbeit

Bachelor-Thesis

Zur Erlangung des akademischen Grades

Bachelor of Arts B.A.

„Ich und Du. Liebe, Beziehung und Partnerschaft“

Konzeptionelle Überlegungen zu einem Seminar für Erwachsene mit geistiger Behinderung

Dorothee Lutz

Erstgutachterin: Prof. Dr. Margit Ostertag

Zweitgutachter: Prof. Dr. Karl- Peter Hubbertz

Abgabetermin: 20. Januar 2015

Abstract

Die vorliegende Bachelor-Arbeit stellt die aktuelle Situation von Menschen mit geistiger Behinderung in Bezug auf die Themenbereiche „Liebe, Beziehung und Partnerschaft“ dar.

Ausgehend von theoretischen Grundlagen folgt ein konzeptioneller Teil, in dem ein Seminarangebot für Erwachsene mit geistiger Behinderung entworfen wird.

Die Arbeit beruht auf der Annahme, dass Liebe, Beziehung und Partnerschaft Themen sind, die Erwachsene mit geistiger Behinderung genauso wie Menschen ohne Behinderung elementar betreffen und beschäftigen. Das entstehende Seminarangebot soll Menschen mit Behinderung dabei unterstützen, zentrale Informationen über den eigenen Körper, den Körper des anderen Geschlechts, Sexualität, Hygiene und Verhütung zu erlangen. Gleichermaßen ist es Ziel des Seminars, dass die Teilnehmer[1] sich selbst besser kennenlernen und dadurch merken, was sie sich von einer Beziehung wünschen, wer möglicherweise zu ihnen passt und welche Erwartungen ein potenzieller Partner möglicherweise hat. Ergänzend wird darauf eingegangen, was Liebe, Beziehung und Partnerschaft voneinander unterscheidet, wie Beziehungen funktionieren und wie Schwierigkeiten und Konflikte beseitigt werden können.

Um sich dem Themenkomplex anzunähern, werden zuerst zentrale Begriffe wie Liebe, Beziehung, Partnerschaft und geistige Behinderung näher bestimmt und erklärt. Es folgt eine Situationsanalyse, die den Forschungsstand der Beziehungssituation von Menschen mit geistiger Behinderung beschreibt. Darauf aufbauend erläutert die Arbeit, welche Bedeutung Beziehungen für den Menschen haben und welche Unterschiede gegebenenfalls in der Bedeutung von Beziehung für Erwachsene mit geistiger Behinderung bestehen. Anschließend wird die Lebenssituation von Erwachsenen mit geistiger Behinderung beschrieben und aus dieser Lebenswirklichkeit resultierend werden Ansatzpunkte abgeleitet, die eine beziehungsfreundliche Umgebung für diese Zielgruppe fördern, schaffen und erhalten könnten. Schließlich befasst sich diese Arbeit mit den Grundlagen der Sexualpädagogik: Sie geht darauf ein, wie sich die Sexualpädagogik entwickelt hat und welche speziellen Methoden und Formen sich bei der Fort- und Weiterbildung von Erwachsenen mit geistiger Behinderung als erfolgreich und nützlich erwiesen haben. Der erste Teil dieser Arbeit schließt mit einer Zusammenfassung der theoretischen Überlegungen.

[1] Um einen durchgängigen Lesefluss zu begünstigen, wurde ausnahmslos die grammatikalisch männliche Form gewählt. Diese meint natürlich immer sowohl Männer, als auch Frauen.

Im zweiten Teil der Arbeit wird nun ein Seminar zum Thema „Ich und Du. Liebe, Beziehung und Partnerschaft“ für Erwachsene mit geistiger Behinderung entwickelt. Dazu werden zuerst die Ziele der folgenden konzeptionellen Überlegungen dargestellt und organisatorische Rahmenbedingungen erörtert. Danach wird die Zielgruppe beschrieben und darauf eingegangen, wie eine teilnehmerorientierte Durchführung umgesetzt werden kann und welche Teilnehmerzahl bei einer geschlechtsheterogenen Gruppe geeignet ist. Dann wird die Rolle der Gruppenleitung erläutert und schließlich das Seminarkonzept selbst, mit den universalen Bausteinen des Kurses und der Darstellung der Gruppensitzungen vorgestellt. Exemplarisch wird ein Seminartag mit zwei Einheiten ausführlich dargestellt. Abschließende Betrachtungen, ein Ausblick und Schlussgedanke runden die Arbeit inhaltlich ab.

Inhaltsverzeichnis

Abstract 2
Inhaltsverzeichnis 4

1. Einführung 5
2. Theoretische Grundlagen 6
   2.1 Begriffsbestimmungen 6
   2.2 Situationsanalyse: Forschungsstand der Beziehungssituation von Menschen mit geistiger Behinderung 9
   2.3 Bedeutung von Beziehung 15
   2.4 Ansatzpunkte für eine beziehungsfreundliche Umgebung für Menschen mit geistiger Behinderung 18
      2.4.1 Wohnsituation 18
      2.4.2 Aktionsradius 21
      2.4.3 Haltung der Betreuenden und Rechtliche Situation 22
   2.5 Grundlagen der Sexualpädagogik 25
      2.5.1 Definition 25
      2.5.2 Historische Entwicklung 26
      2.5.3 Bausteine einer sexualfreundlichen Begleitung 27
   2.6 Zusammenfassung der theoretischen Grundlagen 30
3. Konzeption des Seminars 31
   3.1 Ziele des Seminars 31
   3.2 Institutioneller Hintergrund 33
   3.3 Organisatorische Rahmenbedingungen 34
   3.4 Zielgruppe und teilnehmerorientierte Durchführung 35
   3.5 Die Leitung 36
   3.6 Universale Bausteine des Kurses 37
      3.6.1 Gemeinsamer Beginn des Kurses 37
      3.6.2 Gemeinsamer Imbiss 38
      3.6.3 Gemeinsamer Abschluss und Evaluation 39
   3.7 Tabellarische Darstellung der einzelnen Gruppensitzungen 39
   3.8 Exemplarische Ausformulierung eines Seminartags 42
4. Schlussgedanke 44

Literaturverzeichnis 47
Anhangsverzeichnis 49
Erklärung 50
Anhang 51

1. Einführung

„Der Mensch wird am Du zum Ich.“ (Buber, 1983, S.37)

Dieses Zitat von Martin Buber, einem österreichisch-israelischen Religionsphilosophen, spiegelt eines der elementarsten Bedürfnisse des Menschen wider: Sich selbst durch ein passendes Gegenüber zu vervollständigen und durch die Beziehung zu einem anderen Menschen zu sich selbst zu finden. Durch die Spannung des gebunden Seins an eine andere Person erkennt ein Mensch sich selbst und erfährt, was ihn ausmacht, wie er sich vom anderen unterscheidet und wo seine Grenzen liegen.

Der große Anklang, den Online-Dating-Portale, mobile Dating-Apps und Dating-Shows im Fernsehen finden, drückt aus, welche zentrale Rolle die Partnersuche im gesellschaftlichen Leben spielt und welchen wichtigen Stellenwert die Sehnsucht nach einem Gefährten und einem Menschen, der Halt im Leben gibt, für den Einzelnen einnimmt.

Viele Erwachsene mit geistiger Behinderung wünschen sich, gleichermaßen wie gesunde Menschen, Nähe, Liebe und Zuneigung. Allerdings fehlen ihnen häufig Informationen und praktische Erfahrungen in diesem Bereich. Ihre Vorstellungen über Liebe, Beziehung und Partnerschaft bleiben oft eher schwammig. Zudem werden die Wünsche der Betroffenen in diesem Bereich häufig tabuisiert oder das Umfeld der Betroffenen verwehrt Antworten auf Fragen und praktische Hilfen zum Beziehungsaufbau.

Genau dieser Problematik nimmt sich die vorliegende Arbeit an: Anhand einer theoretischen Auseinandersetzung mit der Situation von Erwachsenen mit geistiger Behinderung und dem Bereich Liebe, Beziehung und Partnerschaft wird ermittelt, welche Hilfestellungen Erwachsenen mit geistiger Behinderung nutzen, wie ein Seminar zu diesem Thema sinnvollerweise aufgebaut sein sollte und welche Rahmenbedingungen einen entsprechenden Kurs unterstützen können. Schließlich entsteht durch die Analyse der Situation und geeigneter Ansatzpunkte in der Lebenswelt von Erwachsenen mit geistiger Behinderung ein Seminar mit acht Einheiten. Dieses soll die Zielgruppe dabei unterstützen, Grundlagenwissen über Liebe, Beziehung und Partnerschaft zu erlangen, sich selbst besser kennenzulernen und sich darüber klarzuwerden, welche Erwartungen an eine Partnerschaft geknüpft werden und welche Eigenschaften ein potenzieller Gefährte mitbringen sollte.

Um ein solches Seminar zu erstellen, bedarf es der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Thema, die in dieser Bachelor-Arbeit erfolgt. Auf der wissenschaftlichen Grundlage, die im ersten, theoretischen Teil der Arbeit gelegt wird, baut der zweite, konzeptionelle Teil der Arbeit auf und bildet so die Vorarbeit für die Konzeption eines theoretisch fundierten Seminarangebots.

Im theoretischen Teil der Arbeit wird die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung untersucht und die Situation im Bezug auf Liebe, Beziehung und Partnerschaft dargestellt und zusammengefasst. Schwerpunkte liegen hierbei auf der Situationsanalyse von Erwachsenen mit geistiger Behinderung und Liebe, Beziehung und Partnerschaft, auf der Entwicklung von Ansatzpunkten zur Förderung einer beziehungsfördernden Umgebung und auf der Basis sexualpädagogischer Erkenntnisse.

Darauf aufbauend werden im konzeptionellen Teil Überlegungen entwickelt, wie ein Seminar zu Liebe, Beziehung und Partnerschaft für Menschen mit geistiger Behinderung gestaltet sein sollte. Dabei wird darauf eingegangen, welche Rahmenbedingungen in Bezug auf Teilnehmeranzahl, Organisation und Leitung bei einem solchen Kursangebot hilfreich sind, welche universalen Bausteine regelmäßig wiederkehren und wie explizit acht Gruppensitzungen aussehen können.

Ein Schlussgedanke fasst die Überlegungen der Arbeit zusammen und gibt die Möglichkeit zu einer abschließenden Betrachtung und einem Ausblick.

2. Theoretische Grundlagen

2.1 Begriffsbestimmungen

Um in den Themenkomplex „Liebe, Beziehung und Partnerschaft“ einzusteigen, erscheint es sinnvoll, zu Beginn einige Begriffe zu definieren und voneinander abzugrenzen. So wird sichergestellt, dass Begriffe nicht zu verschwommenen Vorstellungen werden, sondern klar ist, was im Kontext dieser Arbeit unter dem jeweiligen Begriff zu verstehen ist und eine Basis von grundlegenden Bezeichnungen entsteht. Außerdem helfen Definitionen, sich eigene Vorstellungen über Begriffe bewusst zu machen und zu reflektieren.

Den Ausgangspunkt und die Voraussetzung für jede tiefere Form der Zweierbeziehung bildet die Liebe. Sternberg hat drei Komponenten herausgearbeitet, durch die die Liebe charakterisiert wird: Leidenschaft, Vertrautheit/ Intimität und Entscheidung/ Bindung. Dabei beschreibt er Leidenschaft als die motivationale, Intimität als die emotionale und Bindung als die kognitive Komponente der Liebe. (vgl. Bierhoff/ Grau, 1999, S. 6f.)

Wenn sich zwei Menschen also sehr vertraut sind, sie sich gut kennen, leidenschaftliche Gefühle füreinander empfinden und sich aktiv für eine gemeinsame Zukunft entscheiden, kann man davon sprechen, dass sie eine Beziehung führen. Nach Karl Lenz „soll unter einer Zweierbeziehung eine enge, verbindliche und auf Dauer angelegte Beziehung zwischen zwei Personen unterschiedlichen oder gleichen Geschlechts verstanden werden, die sich durch eine besondere Zuwendung auszeichnet und die Praxis sexueller Interaktion einschließt“ (Heitkötter et al., 2008, S. 114 f.). Faktoren, die eine Beziehung von einer engen

Freundschaft unterscheiden, sind also der Aspekt der romantischen Liebe, die erhöhte Exklusivität einer Beziehung im Vergleich zu einer Freundschaft und die Praxis sexueller Interaktion.

Nun soll der Begriff der Partnerschaft von dem der Beziehung abgegrenzt werden. Bosch beschreibt die Partnerschaft so: „Eine gute Partnerschaft können wir als eine Beziehung beschreiben, in der gegenseitiges Verständnis und Aufmerksamkeit für die Gefühle des Partners (des gleichen oder anderen Geschlechts) bestehen und kein Zwang herrscht“ (Bosch, 2006, S.132). Auf den ersten Blick scheinen dies keine Aspekte zu sein, die eine Partnerschaft von einer Beziehung abgrenzen. Auf den zweiten Blick jedoch ist eine gewisse Vertiefung der Zweierbeziehung zu sehen, wenn man eine Partnerschaft mit einer gewöhnlichen Beziehung vergleicht. In einer Partnerschaft scheint vermehrt der Blick von sich selbst zum Partner zu wechseln. Man achtet behutsam auf den anderen und handelt so, dass die Gefühle des anderen nicht verletzt werden. Eine Partnerschaft setzt voraus, dass man sich gut kennt und ein hohes Maß an Zuneigung für den anderen mitbringt, um ihn zu unterstützen, zu begleiten und ihm ein Gefährte zu sein.

Um zu verstehen, in welchem Zusammenhang Sexualität mit den Themen Liebe, Beziehung und Partnerschaft steht, soll nun ein Blick auf die Bedeutung und die Funktionen von Sexualität geworfen werden.

Entgegen der umgangssprachlichen Interpretation von Sexualität als Genitalsexualität definiert der niederländische Medizinethiker und Pädagoge Paul Sporken Sexualität als ein Drei- Stufen- Modell. Sexualität umfasst

1) „das ganze Gebiet von Verhaltensweisen in den allgemein- menschlichen Beziehungen (im sog. Koedukativen Alltag),
2) Im Mittelbereich von Zärtlichkeit, Sensualität, Erotik und
3) In der Genitalsexualität“ (Moll, 2010, S. 14)

Sexualität beginnt nach diesem Verständnis also nicht erst auf der Stufe der Genitalsexualität, sondern schon viel früher: Bereits alle zwischenmenschlichen Verhaltensweisen und die Prägung des eigenen Charakters sind durch Sexualität und Geschlechtlichkeit geprägt.

Nachdem nun die Begriffe „Liebe“, „Beziehung“, „Partnerschaft“ und „Sexualität“ ausreichend geklärt sind, ist bisher offen, was „geistige Behinderung“ bedeutet und ab wann ein Erwachsener als geistig behindert gilt.

Parallel zu dem Begriff „Mensch mit geistiger Behinderung“ existieren noch andere Bezeichnungen, die häufig genutzt werden und in der Literatur Verwendung finden.

Gebräuchlich sind beispielsweise die Ausdrücke „geistig Behinderter“, „Menschen mit Defiziten/ Einschränkungen“, „Menschen mit Handicap“ oder „Menschen mit Lernbehinderung“.

Der weltweit gebräuchliche ICD- 10 (International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems), der von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) herausgegeben wird, beschreibt geistige Behinderung als eine Intelligenzstörung, die durch das Unterschreiten der IQ- Grenze von 70 (leichte Intelligenzminderung) erfüllt wird. (vgl. Üstün/ Dilling, 2010, S. 277ff.)

Der DSM IV (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders), der von der American Psychiatric Association veröffentlicht wird und vor allem in den Vereinigten Staaten genutzt wird, unterscheidet differenzierter: Zusätzlich zu der Einteilung des Schweregrads nach dem Intelligenzquotienten (IQ), ergänzt er die Diagnose der geistigen Behinderung anhand der Erfüllung von drei Kriterien:

A. Deutlich unterdurchschnittliche intellektuelle Leistungsfähigkeit: ein IQ von ca. 70 oder weniger bei einem individuell durchgeführten Intelligenztest (bei Kleinkindern durch eine klinische Beurteilung der deutlich unterdurchschnittlichen intellektuellen Leistungsfähigkeit).
B. Gleichzeitig Defizite oder Beeinträchtigung der gegenwärtigen sozialen Anpassungsfähigkeit (d.h. der Fähigkeit einer Person, die sozialen Normen ihres Umfelds altersgemäß zu erfüllen) in mindestens zwei der folgenden Bereiche: Kommunikation, Eigenständigkeit, häusliches Leben, soziale/ zwischenmenschliche Fertigkeiten, Nutzung öffentlicher Einrichtungen, Selbstbestimmtheit, schulische Fertigkeiten, Arbeit, Freizeit, Gesundheit sowie Sicherheit.
C. Der Beginn der Störung liegt vor Vollendung des 18. Lebensjahres.
(Houben et al., 2003, S.51f.)

Ich halte die Beschreibung des DSM IV für aussagekräftiger als die des ICD- 10, weil sie sich nicht ausschließlich an der Intelligenz orientiert, sondern zusätzlich auch lebenspraktische Faktoren mit einbezieht. Diese sind in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung besonders relevant, weil sie mögliche Unterstützungsmöglichkeiten und Förderaspekte offenbaren. Zusätzlich differenziert der DSM IV durch den Aspekt des Alters Menschen mit geistiger Behinderung von den Menschen, die beispielsweise durch einen Unfall oder fortschreitende Demenz intellektuell nicht mehr voll leistungsfähig sind, aber schwerlich mit Menschen mit geistiger Behinderung zu vergleichen sind.

Es erscheint mir wichtig, ergänzend zu betonen, dass eine Definition des Begriffs „geistige Behinderung“ nicht dazu führen darf, diese Komponente des Wesens eines Menschen anderen Eigenschaften überzuordnen und die Person deshalb als defizitär zu betrachten.

„In zunehmendem Maße wird Behinderung lediglich als eines von vielen Wesensmerkmalen begriffen, welches den Menschen als Gesamtpersönlichkeit kennzeichnet. Demnach werden die vielfältigen Möglichkeiten, Kompetenzen und Ressourcen von behinderten Menschen wahrgenommen, die es durch Unterstützungsangebote im Sinne größtmöglicher Selbstbestimmung zu fördern gilt.“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S.289).

Ein solcher Paradigmenwechsel im Blick auf die Bedeutung einer geistigen Behinderung führt auch zu einer Änderung der Ziele in der Arbeit mit dieser Zielgruppe. Ein defizitärer Blick führt dazu, dass eine höchstmögliche Normalisierung und Annäherung an das Leben gesunder Menschen erreicht werden soll, ein ressourcenorientierter Blick, der Behinderung als eine von vielen Komponenten begreift, will ein Maximum an Selbstbestimmung und gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen (vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S.289).

Aufgrund der Tatsache, dass ich die Sichtweise, eine Behinderung als nur eine Komponente der Eigenschaften eines Menschen zu begreifen, teile, nutze ich in der vorliegenden Arbeit weitestgehend die Bezeichnung „Menschen mit geistiger Behinderung“, die diese Perspektive in ihrer Begrifflichkeit unterstützt.

Nachdem die grundlegenden Begriffe erklärt und in ihrer Bedeutung für das Thema erläutert wurden, folgt nun ein Abriss über den aktuellen Forschungsstand der Beziehungssituation von Menschen mit geistiger Behinderung.

2.2 Situationsanalyse: Forschungsstand der Beziehungssituation von Menschen mit geistiger Behinderung

Wenn man den Forschungsstand zur Beziehungssituation von Menschen mit geistiger Behinderung historisch betrachtet, lassen sich drei Entwicklungsströme oder Zeitabschnitte erkennen. Zu Beginn steht eine Beschreibung der Vergangenheit und der althergebrachten Bilder und Ansichten, welche den Themenbereich auch heute noch prägen. Danach folgt eine Analyse der gegenwärtigen Situation, die auch beschreibt, wo bereits wichtige Veränderungen stattgefunden haben. Abschließend werde ich im Ausblick darauf eingehen, welche Ansätze gerade diskutiert und entwickelt werden und die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung zukünftig prägen könnten.

Obwohl sich bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sonderpädagogische Einrichtungen entwickelt haben, wurde Sexualpädagogik für Menschen mit geistiger

Behinderung erst zu Beginn der 1970er Jahre in relevanter Größenordnung thematisiert (vgl. Römer, 1995, S.11).

Bereits seit der sexuellen Revolution 1967 gibt es Bemühungen, auf eine positive Art und Weise, frei von Vorurteilen und Verboten, über Sexualität zu sprechen (vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S.32f.). Allerdings ist diese Vision auch heute noch nicht vollständig umgesetzt. Die Hemmschwelle, mit anderen über sexualpädagogische Themen oder gar die eigene Sexualität zu sprechen, ist weiterhin groß.

Dies mag in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung darin begründet sein, dass der Themenbereich „Liebe, Beziehung und Partnerschaft“ in diesem Fall mit einem doppelten Tabu belegt ist: Zum Einen der Themenbereich „Sexualität“, zum anderen die Anerkennung der Geschlechtlichkeit von Menschen mit geistiger Behinderung.

Erschwert wird eine Normalisierung der Thematisierung der Sexualität von Menschen mit geistiger Behinderung unter anderem durch Vorurteile über Menschen mit geistiger Behinderung, die sich hartnäckig halten und eine Stigmatisierung mit verursachen.

Die Sexualität von Menschen mit geistiger Behinderung wird nach wie vor oftmals automatisch als problematisch bewertet. Bei der gedanklichen Verknüpfung von Menschen mit geistiger Behinderung und Sexualität herrschen drei Klischees vor: „das unschuldige Kind“, „der Wüstling“ und „der klebrige Distanzlose“ (vgl. Moll, 2010, S.30ff.). Das Bild des unschuldigen Kindes beschreibt die extreme Sichtweise, Menschen mit geistiger Behinderung seien asexuelle Wesen, die zwar rein äußerlich wie gesunde Erwachsene aussehen, in ihrer Sexualität aber genau wie in ihrem Verhalten kindlich geblieben sind. Sie werden als Menschen ohne Sexualität wahrgenommen. Menschen, die dieses Bild von Menschen mit geistiger Behinderung haben, neigen dazu, Betroffene überhaupt nicht mit dem Themenbereich Sexualität zu konfrontieren. Das Attribut der Behinderung ersetzt in dieser Sichtweise das der Geschlechtlichkeit. (vgl. Moll, 2010, S.30)

Das andere Extrem stellt die Vorstellung des „Wüstlings“ dar, der von seinen Trieben gesteuerte Sexualität erlebt und seine Bedürfnisse dabei nicht kontrollieren oder unterdrücken kann, weshalb seine Sexualität unbedingt von außen unterdrückt, beziehungsweise umerzogen werden muss. Auch Menschen mit diesem Vorurteil versuchen, Menschen mit Behinderung vom Themenbereich Sexualität zu separieren. Außerdem fällt häufig „die Äußerung, dass man ‚schlafende Hunde‘ nicht wecken solle“ (Moll, 2010, S.31).

Das Bild des „klebrigen Distanzlosen“ entsteht häufig durch die Unsicherheit in der Kommunikation mit Menschen mit geistiger Behinderung. Die häufige Nutzung von non-verbalen Kommunikationsmitteln und dem körperlichen Ausdruck von Emotionen wird von

gesunden Menschen oftmals als aufdringlich und grenzüberschreitend empfunden und in einem sexuellen Sinn fehlinterpretiert (vgl. Moll, 2003, S.29ff.).

Entgegen dieser Vorurteile lässt sich festhalten: Menschen mit einer geistigen Behinderung sind sexuelle Wesen, genau wie Menschen ohne eine Einschränkung auch. Die Besonderheit in der Entwicklung von Menschen mit einer geistigen Behinderung im Vergleich zu gesunden Gleichaltrigen liegt in der Diskrepanz zwischen körperlich- biologischer Entwicklung und psycho- sexueller Entwicklung. Obwohl die körperlich- biologische Reifung (und damit auch die geschlechtliche Reifung) nahezu identisch mit der eines Menschen ohne Behinderung verläuft, entstehen häufig Probleme bei den übrigen Aspekten der psycho-sexuellen Entwicklung, die eng mit der Ich- und Beziehungsentwicklung verknüpft sind, woraus sich ein Bedarf an pädagogischer Begleitung, Unterstützung und Förderung ableitet (vgl. Moll, 2010, S. 39).

Trotz noch bestehender Vorurteile hat sich die Situation in den vergangenen Jahren verbessert und es wird versucht, eine sexualfreundlichere Umgebung für Menschen mit geistiger Behinderung zu schaffen. Seit den 1980er Jahren haben sich vor allem Ansatzpunkte für pädagogisches Handeln in der Lebenswelt von Menschen mit geistiger Behinderung verändert. Da auf diesen Punkt später noch einmal tiefergehend eingegangen werden soll, werde ich an dieser Stelle nicht weitreichender in diese Thematik einsteigen.

Möglich wurde ein lebensweltorientierter Ansatz der Sexualpädagogik in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung unter anderem durch eine Stärkung der Rechte dieser Zielgruppe.

„1994 wurde § 3 des Grundgesetzes durch den Zusatz ergänzt, dass niemand aufgrund einer Behinderung benachteiligt werden darf. Auch das im Jahr 2001 in Kraft getretene Sozialgesetzbuch IX zur Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen (SGB IX) stärkt explizit die Selbstbestimmungs- und Teilhaberechte behinderter Menschen. In die gleiche Richtung weist auch das seit August 2006 gültige Allgemeine Gleichstellungsgesetz (AGG), durch welches die Benachteiligung von Menschen aufgrund des Geschlechts, der ethischen Herkunft, der sexuellen Orientierung oder einer Behinderung unter Strafe gestellt wird“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 289).

Aus der Veränderung der Ausgangssituation von Menschen mit geistiger Behinderung und ihrer Sexualität haben sich weitere Ansatzpunkte entwickelt, über die aktuell in der Fachwelt diskutiert wird, um Menschen mit geistiger Behinderung dabei zu unterstützen, eine gesunde Sexualität zu entwickeln und feste Beziehungen eingehen zu können. Im Folgenden möchte ich auf drei aktuelle Forschungsbereiche näher eingehen und vertiefend erklären, wie der jeweilige Ansatz Menschen mit geistiger Behinderung nutzen kann.

Eine Herausforderung, auf die viele Menschen bei der Partnersuche stoßen, ist das Fehlen eines adäquaten Ortes, um potenziell geeignete Partner kennenzulernen. Moderne Optionen der Partnersuche wie Kontaktanzeigen, Online Dating-Portale oder Apps bieten die Möglichkeit, Singles außerhalb des Bekanntenkreises kennenzulernen und den persönlichen Suchradius zu erweitern. Wenn Menschen mit einer geistigen Behinderung solche Dienstleistungen in Anspruch nehmen wollen, können die Angebote für sie oft nicht das halten, was sie erhoffen lassen: Ein Großteil der Zielgruppe dieser Dienstleistungsangebote ist gesund und nicht an einem Partner mit intellektuellem Defizit interessiert und die Seiten sind nicht barrierefrei aufgebaut. Zudem sind einige Angebote weniger auf das Finden einer großen Liebe, sondern auf schnelle Vergnügung ausgerichtet, was auf den ersten Blick aber nicht ersichtlich ist. An der beschriebenen Problematik setzen spezielle Partnervermittlungen nur für Menschen mit Behinderung an.

Vor 15 Jahren gründete der Psychologe Bernd Zemella die „Schatzkiste“ in Hamburg. Speziell dabei ist nicht nur, dass ausschließlich Menschen mit Behinderung in die Kartei aufgenommen werden, sondern auch, dass die Partnervermittlung nicht online in die Wege geleitet wird, sondern anhand eines Aufnahmebogens, der gemeinsam mit einem Mitarbeiter ausgefüllt wird. Die Partnervorschläge basieren nicht auf einem festgelegten Algorithmus, sondern auf den Überlegungen eines Mitarbeiters dazu, wer ähnliche Interessen und Vorlieben hat und gut zusammenpassen würde. Inzwischen gibt es regional rund 50 „Schatzkisten“ in Deutschland. Außerdem haben sich Online-Partnerbörsen speziell für Menschen mit Körper- oder Sinnesbehinderung gebildet. (vgl. Grüling, 2013)

Diese Hilfen bei der Partnervermittlung für Menschen mit geistiger Behinderung können einen Anfang machen: Eine Verabredung zu haben, zu merken, dass man auf Andere attraktiv wirkt, zu reflektieren, was man sich in einer Beziehung wünscht- all das sind wichtige erste Schritte, um selbstbestimmt und selbstbewusst einen Lebenspartner zu finden.

Eine weitere, wichtige Diskussion knüpft bereits einen Schritt vorher an. Bevor jemand bereit für eine Beziehung und eine feste Partnerschaft ist, ist es nötig, dass er ein gefestigtes Bild von sich selbst entwickelt. Dazu gehört es, sich selbst kennenzulernen, zu wissen, was man mag und was nicht und über eigene Stärken und Ängste Bescheid zu wissen- sowohl auf emotional-charakterlicher Seite, als auch im Bezug auf die eigene Sexualität. Um Zugang zur eigenen Sexualität zu finden, kann es nötig sein, den Klienten eingehend sexuell aufzuklären, Wissen und Techniken über Sexualität und Masturbation weiterzugeben oder Kontakt zu professionellen Sexarbeitern herzustellen. All diese Unterthemen fallen unter den Bereich der „Sexualassistenz“.

Der niederländische Heilpädagoge Erik Bosch hat sich eingehend mit diesem Bereich der Arbeit mit Menschen mit Behinderung befasst. Er hat die Beobachtung gemacht, dass „[…] Menschen mit einer geistigen Behinderung erregt sind und sich selbst nicht befriedigen können [, obwohl sie sexuell aufgeklärt sind, weil] ihre körperlichen Fertigkeiten oder ihr Wissen […] einfach nicht aus[reichen]“ (Bosch, 2006, S.125). In diesem Fall gilt es abzuwägen, welche Möglichkeiten es gibt, dem Klienten bei einer Erfüllung seiner sexuellen Wünsche zu assistieren. Es kann ausreichen, anhand von Videos, Bildmaterialien oder eines anatomischen Modells zu erklären, wie eine erfüllende Stimulation der Genitalien erfolgen kann. Gegebenenfalls kann der Klient eine erfolgreiche Masturbation aber auch erst erlernen, wenn jemand beobachtend teilnimmt und an den richtigen Zeitpunkten Tipps und Ergänzungsvorschläge gibt oder die Benutzung von Hilfsmitteln aus einem Sexshop erklärt. Genauso kann es aber auch sein, dass ein Klient sich selbst gar nicht ausreichend stimulieren kann, sondern nur mit Hilfe eines professionellen Sexarbeiters lustvolle Sexualität erleben kann. Zu diesem Zweck gibt es Vereinigungen, die speziell geschulte Sexarbeiter an Menschen mit geistiger Behinderung vermitteln sowie Professionelle, die Einrichtungen gezielt und regelmäßig besuchen (vgl. Bosch, 2006, S.122ff.).

„Unterschieden wird […] zwischen aktiver und passiver Sexualassistenz. Unter passiven Hilfen fallen dabei alle Maßnahmen, die konkrete Voraussetzungen für Sexualität schaffen, dazu gehört etwa das Besorgen von Filmen oder Hilfsmitteln, aber auch Aufklärungs- und Beratungsgespräche. Mit aktiver Sexualassistenz, manchmal auch als Sexualbegleitung bezeichnet, sind Hilfen gemeint, bei denen eine externe Person handelnd in eine sexuelle Situation einbezogen ist, etwa im Falle erotischer Massagen oder durch aktive Anleitung zur Selbstbefriedigung“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 298).

Sexualassistenz kann einem Menschen mit geistiger Behinderung dabei helfen, eine erfüllende Sexualität zu entwickeln und grundlegende Techniken zu erlernen. Streitbar ist jedoch, wer die Kosten trägt, wer Sexualassistenz anbieten soll, darf oder muss und ob die Inanspruchnahme der Dienstleistungen von Sexarbeitern moralisch und ethisch vertretbar ist.

Wenn sich Paare mit geistiger Behinderung entschieden haben, ein gemeinsames Leben miteinander zu führen und eine Familie gründen möchten, stoßen sie häufig auf große Hindernisse und sehen sich kontroversen Diskussionen ausgesetzt. Ganz im Gegensatz zur Erwartungshaltung gegenüber gesunden Paaren, die sich eher dafür rechtfertigen müssen, wenn sie sich gegen eigene Kinder entscheiden, wird der Kinderwunsch in Beziehungen, in denen mindestens ein Partner eine (geistige) Behinderung hat, von außen negiert.

„Zunächst ist der Kinderwunsch behinderter Paare in jedem Fall ernst zu nehmen. Eine Auseinandersetzung mit der Möglichkeit, Eltern zu werden ist ‚normal' und sollte dies auch für Menschen mit einer geistigen Behinderung sein. Es gilt hier, dem Paar ergebnisoffen die Dimensionen der Kindeserziehung zu verdeutlichen. Zudem muss für jedes Paar individuell geklärt werden, ob und in welcher Form die Betreuung der Paare und die der Kinder gewährleistet werden kann" (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 296).

Um Menschen mit einer geistigen Behinderung, die sich für ein gemeinsames Kind entscheiden, zu unterstützen, werden verschiedene Modelle entwickelt, die sich für gelingende Lebensentwürfe für Eltern und Kind einsetzen und die die Interessen aller Beteiligten mit einbeziehen.

Ähnlich wie bei der Sexualbegleitung und Sexualassistenz steht am Anfang das Angebot der Beratung und sexuellen Aufklärung. Nur wer seine Sexualität selbstbestimmt lebt und weiß, wie eine Schwangerschaft zustande kommt oder verhindert werden kann, kann sich auch aktiv für oder gegen ein Leben mit einem Kind entscheiden.

Die Lebenshilfe Bremen bietet sehr erfolgreiche Seminare zum Thema „Wie ist es, ein Kind zu haben?" an, die in leichter Sprache durchgeführt werden und in denen verschiedene Fragen rund um die Elternschaft geklärt werden (vgl. Cornelsen).

Außerdem gibt es in verschiedenen Einrichtungen spezielle Babypuppen, die, ähnlich wie echte Kinder, regelmäßig schreien, gefüttert, gewickelt und getröstet werden müssen. Wenn sich Menschen mit geistiger Behinderung ein Kind wünschen, kann es Sinn machen, solch eine Puppe probehalber auszuleihen, um den potenziellen Eltern eine genauere Vorstellung davon zu vermitteln, was es bedeutet, für einen Säugling zu sorgen.

Wenn es schließlich zu einer Schwangerschaft kommt, gilt es, diese Zeit zu nutzen, um bei Bedarf eine so genannte „unterstützte Elternschaft" vorzubereiten und verschiedene Hilfs- und Unterstützungsangebote einzuleiten. Diese umfassen sowohl Vorbereitungen, die jede nahende Geburt mit sich bringt, als auch Angebote speziell für Eltern mit geistiger Behinderung. Allgemeine Vorbereitungen könnten beispielsweise das Einrichten eines Babyzimmers und die Ausstattung mit Kinderkleidern und Möbeln, die Auswahl eines betreuenden Arztes, bzw. Krankenhauses für die Entbindung oder die Antragstellung für Elternzeit und Mutterschutz sein. Als spezielle Ergänzungsangebote für Menschen mit geistiger Behinderung können ein Geburtsvorbereitungskurs in leichter Sprache, die Kontaktaufnahme zum regionalen Jugendamt oder die Überprüfung der Wohnsituation hilfreich sein.

Besonders bei der Wohnsituation gilt es, eine geeignete Lösung zu finden, die sowohl Eltern als auch Kind optimal fördert und das entsprechende Maß an Hilfe bietet, ohne zu bevormunden oder persönliche Grenzen zu überschreiten. Denkbar sind beispielsweise unterstütztes Wohnen in einer eigenen Wohnung mit ambulanter Betreuung, die Unterbringung in einer stationären Wohneinrichtung oder das Wohnen in der Herkunftsfamilie (vgl. Cornelsen).

„Erfahrungen belegen, dass sich Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten und Kindeswohl keineswegs automatisch ausschließen. Tatsächlich wäre für einige Menschen mit Lernschwierigkeiten eine Elternschaft eine unzumutbare Überforderung. Gleichzeitig belegen viele gelebte Elternschaften behinderter Menschen aber auch, dass das Ausfüllen der Elternrolle und eine gute Versorgung- gegebenenfalls mit einer angemessenen Begleitung- sehr gut gelingen können“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S.296).

Ich halte Angebote zur unterstützten Elternschaft für besonders wichtig, da dieses Modell Eltern mit geistiger Behinderung das Ausleben ihrer Elternrolle ermöglichen kann. Zudem werden durch Hilfestellungen während des Prozesses des Kinderwunsches mögliche Ängste und Vorurteile abgebaut und die Eltern können optimal auf ihre neue Aufgabe vorbereitet werden. Eine unterstützte Elternschaft kann Kindeswohlgefährdungen vermeiden und ein gelingendes Zusammenleben von Eltern und Kind gewährleisten.

Sicherlich gilt es auch künftig, Angebote in diesem Bereich auf- und auszubauen und flexibel darauf zu schauen, welche Hilfebedarfe sich für Eltern mit geistiger Behinderung ergeben und wie diese ganzheitlich abgedeckt werden können.

Es bleibt abzuwarten, wie sich die Bereiche zukünftig weiterentwickeln und ob die Modelle dabei helfen können, Menschen mit geistiger Behinderung in ihrer Beziehungssituation adäquat zu unterstützen.

2.3 Bedeutung von Beziehung

Um zu verstehen, welche Bedeutung Beziehungen haben und welche Funktionen sie erfüllen können, ist es interessant zu sehen, warum sich Menschen Beziehungen wünschen. Dazu soll zu Beginn darauf eingegangen werden, welche Gründe Menschen generell dafür haben, in Beziehungen zu leben oder sich eine solche Lebensform zu wünschen. Im Anschluss folgen einige Überlegungen, inwieweit und ob Menschen mit einer geistigen Behinderung ergänzend spezifische Beweggründe für den Wunsch nach einer Beziehung haben.

Das Online Dating-Portal „ElitePartner“ hat im Frühjahr 2011 eine Befragung mit 11640 Singles und 7671 Paaren über 18 Jahren in Deutschland veranlasst. Die Fragestellung dabei war: „Welche Gründe sprechen aus Ihrer Sicht dafür, in einer festen Beziehung zu leben?“

(vgl. Fittkau & Maaß, 2011). Im Folgenden möchte ich auf die Faktoren mit der höchsten Zustimmung (> 50%) näher eingehen und erläutern, warum einzelne der Faktoren für die Lebenswelt von Menschen mit geistiger Behinderung besonders relevant sind. Alle genannten Prozentzahlen sind gerundet und der genannten Erhebung entnommen.

69,6% der Paare und 62,8% der Alleinstehenden sehen „Gemeinsame Freizeitgestaltung“ als einen wichtigen Vorteil darin, in einer festen Beziehung zu leben.

Wenn jemand, der nicht in einer festen Beziehung lebt, etwas nicht allein unternehmen möchte, muss er Freunde oder Familienmitglieder fragen, ob sie Lust haben, sich dem Vorhaben anzuschließen. Mit einem festen Partner wird die Erwartung verbunden, viel gemeinsam zu tun, Ausflüge zu machen oder gemeinsamen Hobbies nachzugehen. Da Menschen mit geistiger Behinderung häufig in ihrer Eigenständigkeit eingeschränkt sind oder beispielsweise öffentliche Verkehrsmittel nicht alleine nutzen können, versteckt sich hier möglicherweise auch der Wunsch nach mehr Unabhängigkeit- gemeinsam mit einem Partner traut man sich auch herausfordernde Dinge eher zu und Unternehmungen werden eher möglich, als allein.

Das Motiv, das mit 65,8% der in einer Beziehung lebenden Umfrageteilnehmer und 55% der Singles die zweitgrößte Zustimmung erfährt, ist der Wunsch nach „mit Problemen nicht allein sein, Geborgenheit“. Gleich danach folgt ein ähnlicher Faktor, nämlich „Regelmäßiger Austausch, Gespräche“, der von 68,1% der Vergebenen und 54,9% der Singles als wichtig erachtet wird.

Menschen wünschen sich jemanden, dem sie ihre Sorgen und Ängste mitteilen können und bei dem sie Trost, Wärme und Geborgenheit erfahren können. Ein fester Ansprechpartner für alle Bereiche des Lebens bietet Sicherheit und Halt. Besonders Menschen mit geistiger Behinderung, die in einer stationären Einrichtung leben, wird es durch den häufigen Wechsel des Personals im Schichtbetrieb erschwert, eine feste Bezugsperson zu finden, der Probleme anvertraut werden können. Dieses Bedürfnis nach einem Vertrauten mündet häufig in der Sehnsucht nach einem Partner und einer Beziehung.

Die Funktion „Man ist weniger einsam“ wird für Alleinstehende und Menschen in einer Partnerschaft mit jeweils 52% als gleichermaßen wichtig erachtet.

Für viele Menschen ist also die Angst vor dem Alleinsein ein wichtiger Grund für eine Beziehung. Auch wenn gemeinsam verbrachte Zeit mit Freunden und Familienmitgliedern Einsamkeit zumindest temporär vertreiben kann, gibt es Lebensbereiche, den viele Befragte nur mit einem Partner gut gestalten können. Das können beispielsweise das gemeinsame Wohnen, zusammen verbrachte Feiertage oder ein gemeinschaftlich erlebter Urlaub sein.

Ein großer Teil der Menschen mit geistiger Behinderung kann einen eigenen Haushalt nicht bewältigen und lebt entweder bei den Eltern oder in einem Wohnheim. Zu erleben, wie Geschwister nach und nach ausziehen und die Eltern altern kann Angst machen, allein übrig zu bleiben. Häufig ist hier der Wunsch nach einer eigenen Wohnung, die gemeinsam mit dem Partner zusammen bewohnt wird, groß.

Zwei Motive, die eine Beziehung besonders attraktiv machen, sind jeweils nur für die Mehrheit einer der befragten Personengruppen besonders wichtig. Nur 43,3% der in einer Beziehung lebenden Personen aber 50,2% der Singles schätzen das Bedürfnis nach einem „Regelmäßige[n] Sexleben“ als besonders wichtig ein. Der Faktor „Familiengründung“ ist hingegen für 50,9% der Vergebenen besonders wichtig, aber nur für 33,3% der Singles.

Der Wunsch nach körperlicher Nähe ist für die meisten Menschen untrennbar mit dem Eingehen einer festen Beziehung verknüpft. Auch, wer sich Kinder wünscht, möchte diese gewöhnlich gemeinsam mit einem Partner aufziehen und durch eine Beziehung in der Elternschaft unterstützt werden.

Der Vollständigkeit halber werden im Folgenden noch die weiteren erfragten Motivationsfaktoren für eine Beziehung genannt. Da diese nur partiell zutreffen und nicht für die Mehrheit der Befragten wichtig sind, sollen sie nicht näher erläutert werden.

Mögliche Gründe, die für das Eingehen einer festen Beziehung sprechen können, sind: „Das Gefühl, verliebt zu sein“, „Unterstützung im Alltag“, „Familienfeste, Öffentliche Anlässe machen mehr Spaß“, „Selbstbestätigung durch den Partner“, „Soziale Anerkennung“, „Gar keine Gründe“ und „Weil die meisten Freunde liiert sind“.

All die bisher genannten Gründe können sowohl für gesunde Menschen als auch für Menschen mit geistiger Behinderung Motive sein, sich eine Beziehung zu wünschen oder sich für ein Leben in einer festen Partnerschaft zu entscheiden. Im Folgenden möchte ich einige Überlegungen darstellen, die darauf eingehen, ob Menschen mit geistiger Behinderung, zusätzlich zu diesen Motiven, noch behinderungsspezifische Gründe haben, sich eine Beziehung zu wünschen.

Wenn man bedenkt, wie verbreitet der Stereotyp des Menschen mit Behinderung als „Unschuldiges Kind“ ist, liegt die Vermutung nahe, dass für diese Personengruppe eine Beziehung in besonderem Maße als Emanzipation und Loslösung erlebt wird. Wer eine erwachsene Beziehung lebt, stellt auch klar, dass er selbst kein Kind mehr ist und trotz Einschränkungen flügge geworden ist. Zudem beweist eine feste Partnerschaft nicht nur, dass man mündig ist, sondern bestärkt auch in der Identität als Mann oder Frau. Wer in einer

Beziehung lebt, muss die eigene Rolle finden und sich als Mann oder Frau in der Partnerschaft positionieren.

Ein weiteres Motiv, das den Wunsch von Menschen mit geistiger Behinderung nach einer Beziehung verstärken könnte, ist der Reiz der Normalität. Auch, wenn die Ehe nicht mehr die einzig mögliche Lebensform darstellt, ist die althergebrachte Lebensform mit einem Partner und Kindern eine Variante, die mit Sesshaftigkeit, Stabilität und Gewöhnlichkeit verbunden wird. Auch, wenn junge Erwachsene heutzutage früher aus dem Elternhaus ausziehen, erfolgt dieser Schritt in traditionellen Familien erst, wenn mit der Heirat eines Partners der Übergang in eine eigene Familie gesichert ist. So erscheint eine Beziehung oftmals als logischer Schritt, der zum Erwachsenwerden dazu gehört.

Möglich wäre auch, dass bei Menschen mit einer geistigen Behinderung die Sehnsucht nach einer Beziehung auch der Ausdruck nach dem Wunsch einer gleichberechtigten Partnerschaft ist. Die Mehrheit der Menschen mit einer geistigen Behinderung erlebt, dass ihnen im privaten Umfeld fast alle nahestehenden Personen intellektuell überlegen sind. In den wichtigsten Lebensbereichen werden ihnen Hilfestellungen angeboten, Planungen und Verantwortungen abgenommen. In einer Beziehung mit einem anderen Menschen mit einer geistigen Behinderung erfolgt ein ganz neues Beziehungsverständnis: Gebraucht zu werden, um Rat gefragt zu werden oder sich intellektuell auf Augenhöhe zu begegnen kann für Menschen mit einer geistigen Behinderung eine völlig neue Erfahrung sein.

Wie weit diese Vermutungen zutreffen, ist vom Einzelfall abhängig. Mit Sicherheit gibt es Erwachsene mit einer geistigen Behinderung, die genau die gleichen Motive für das Eingehen einer Beziehung haben, wie gesunde Menschen auch. Teilweise können meine Überlegungen aber erklären, welche besondere Rolle die Beziehungssuche für Menschen mit einer geistigen Behinderung haben kann.

2.4 Ansatzpunkte für eine beziehungsfreundliche Umgebung für Menschen mit geistiger Behinderung

Im bisherigen Verlauf der Arbeit habe ich die Lebenswelt von Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben und Zusammenhänge zur bestehenden Beziehungssituation dieser Personengruppe hergestellt. Nun möchte ich anhand von konkreten Bereichen herausarbeiten, wie eine beziehungs- und sexualfreundliche Umgebung gefördert, geschaffen und erhalten werden kann. Durch einen entsprechenden äußeren Rahmen können Menschen mit einer geistigen Behinderung in ihrer emotionalen und sexuellen Entwicklung unterstützt und gefördert werden.

2.4.1 Wohnsituation

Viele Menschen mit einer geistigen Behinderung können oder möchten nicht in einer eigenen Wohnung leben. Das bedeutet aber nicht, dass sie alle in Einrichtungen der Behindertenhilfe leben. „Über die Hälfte aller geistig behinderten Menschen in der Bundesrepublik Deutschland [wird] von ihren Angehörigen betreut“ (Fornefeld, 2000, S. 140). Viele Menschen mit einer geistigen Behinderung ziehen erst aus dem Zuhause der Herkunftsfamilie aus, wenn die Eltern nicht mehr in der Lage sind, ihre Kinder selbst weiterhin zu betreuen. Allerdings könnte sich diese Situation verändern: Seifert fordert, dass junge Erwachsene etwa im selben Alter ausziehen sollten, in dem es gleichaltrige gesunde Menschen tun, nämlich zwischen 20 und 25 Jahren (vgl. Fornefeld, 2000, S.140). 1997 lebten etwa 94 000 Menschen mit einer geistigen Behinderung in Wohneinrichtungen der Behindertenhilfe, davon 97% und mehr in Heimeinrichtungen mit Rundumversorgung (vgl. Fornefeld, 2000, S.141).

Diese verschiedenen Wohnformen (Leben in der Herkunftsfamilie vs. Leben in stationären Wohneinrichtungen) bringen unterschiedliche Ausgangssituationen und Anknüpfungspunkte für pädagogisches Handeln mit sich.

Bis in die 1970er Jahre hinein wurde stationäres Wohnen in Großanstalten nach Geschlecht getrennt, die Bewohner wurden in Mehrbettzimmern untergebracht und für die Gruppe wurde zentral gekocht und gewaschen. Die Menschen lebten auf einem großen Gelände, auf dem sie auch arbeiteten, ihren Hobbies nachgingen und gefördert wurden. Häufig wurden die Klienten pharmakologisch und physisch ruhig gestellt und „ein monotoner, gleichförmiger und zumeist anregungsloser Tagesrhythmus waren Kennzeichen der restriktiven Strukturen, die den Alltag in den Einrichtungen bestimmten“ (Specht, 2010, S.3).

Seit Anfang der 1970er Jahre haben sich die Bedingungen in den Wohngruppen grundlegend verändert (vgl. Fornefeld, 2000, S. 142): Stationäre Wohneinrichtungen sind für gewöhnlich in Wohngruppen aufgeteilt, in denen etwa acht bis zwölf Personen gemeinsam leben. Die Wohneinheiten sind geschlechtergemischt zusammengestellt, jeder Bewohner hat sein eigenes Zimmer und die Wohneinheit hat eine eigene Küche, in der die Bewohner die Gruppe möglichst selbstständig versorgen. Ausgelagerte Dienstleistungen wurden zugunsten der Selbständigkeit der Bewohner minimiert. Die Bewohner fahren meist entweder mit einem Fahrdienst oder öffentlichen Verkehrsmitteln zur Arbeit oder in die Förderstätte. Diese Veränderungen haben bereits dazu beigetragen, die Intimsphäre, Eigenständigkeit und die Möglichkeit von Beziehungen unter den Bewohnern zu fördern. Dennoch gibt es einige Punkte, die beachtet werden sollten, um das Leben in Wohngruppen beziehungs- und sexualfreundlich zu gestalten.

Eine Selbstverständlichkeit sollte es sein, dass die Zimmer der Bewohner abschließbar sind und sie selbst entscheiden können, ob, wann und welchen Besuch sie empfangen möchten. Nur so kann gewährleistet werden, dass das eigene Zimmer auch privater Raum bleibt und Selbstbestimmung und Selbstwirksamkeit in diesem Bereich spürbar werden. Dazu gehört auch, dass jeder Bewohner selbst bestimmen kann, wie er sein Zimmer einrichten möchte, ob und welche Bilder aufgehängt werden (dazu gehören möglicherweise auch sexuell stimulierende Abbildungen) und welche technischen Geräte er für die private Nutzung in Anspruch nehmen möchte.

Da viele Menschen mit einer geistigen Behinderung Unterstützung bei der Körperpflege brauchen, liegt auch hier ein wichtiger Ansatzpunkt: Im Optimalfall sollten die Klienten wählen können, ob sie diese Hilfestellung lieber von einer Frau oder einem Mann annehmen möchten. Für die Pflege selbst sollten abschließbare, ausreichend große sanitäre Anlagen zur Verfügung stehen, in denen die Klienten einzeln nacheinander versorgt werden können. Pflegedienstleistungen, bei denen sich mehrere Bewohner das Bad teilen müssen, Türen offen stehen bleiben oder der Versorgte nur unvollständig bekleidet das Zimmer wechseln muss, verletzen die Privat- und Intimsphäre der Menschen mit Hilfebedarf. Wichtig ist hierbei auch die Haltung und die zeitliche Begrenzung der Pflegenden: Eine zu strukturierte und zeitlich zu knapp bemessene Pflege kann verhindern, dass der Klient eine Beschäftigung mit dem eigenen Körper oder den Kontakt mit warmem Wasser als lustvoll empfindet, sondern erreichen, dass die Körperhygiene als Arbeit, die eben getan werden muss, erlebt wird.

Auch in der Betreuung generell kann es hilfreich sein, bestimmte Praktiken zu überdenken. Es sollte immer wieder reflektiert werden, wo welcher Bewohner einen Bedarf an Betreuung und Unterstützung hat und wo diese gegebenenfalls nicht (mehr) benötigt wird. Diese Hilfsangebote können sich auf verschiedene Bereiche wie die Körperpflege, den Umgang mit eigenem Geld, die Organisation von Besuch und Ausflügen oder die Planung von Freizeitaktivitäten erstrecken. Sind Hilfen in diesen Bereichen wirklich erforderlich, tragen sie dazu bei, dass ein Erwachsener mit geistiger Behinderung in seiner Entwicklung zur Selbstständigkeit, Reife und in der Rolle als Mann oder Frau unterstützt wird. Werden aber Hilfestellungen erteilt, die unnötig sind, hemmen sie den Klienten in seiner Entwicklung und verhindern, dass neue Fähig- und Fertigkeiten erlernt werden.

Ähnliche Maßstäbe sollten auch auf das Wohnen in der Herkunftsfamilie angelegt werden. Die Betreuung durch die Eltern birgt die Gefahr, dass das Heranwachsen zum mündigen Erwachsenen mit einer eigenen Sexualität und Identität als Mann oder Frau durch die Rolle als ewiges Kind behindert wird. Mit wachsendem Alter müssen sich der Umgang innerhalb der Familie, die Regeln zum gemeinsamen Wohnen und die Aufteilung des Wohnraums verändern. Auch beim Leben in der Herkunftsfamilie darf die Tatsache, dass man „unter sich

ist“ weil man sich schon immer kennt nicht dazu führen, dass individuelle Schamgrenzen der Familienmitglieder und insbesondere die des Menschen mit geistiger Behinderung und Hilfebedarf verletzt werden. Es sollten hier in Bezug auf Privat- und Intimsphäre für alle die gleichen Regeln gelten. Der individuelle Rückzugsraum für den Erwachsenen mit Behinderung muss immer wieder angepasst werden. Mit der Zeit kann ein Raum zu klein oder zu kindlich werden. In einem solchen Fall muss die Einrichtung oder die Aufteilung des Wohnraums verändert werden. Schließlich sollte auch überprüft werden, inwieweit und für welche Dinge das erwachsene Kind seine Eltern um Erlaubnis bitten oder sie informieren muss. Eine immerwährende Informationspflicht für jede Unternehmung kann einengend wirken und Verbote können die Identität als selbstbestimmtem Erwachsenen verunsichern.

2.4.2 Aktionsradius

Durch die Entwicklung sonderpädagogischer Einrichtungen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand ein Netz von Institutionen speziell für Menschen mit einer geistigen Behinderung. Diese Institutionen können durch ihre spezielle Schwerpunktsetzung individuell auf behinderungsspezifische Bedarfe eingehen. Eine derartige Spezialisierung durch die ausschließliche Beschäftigung mit der Zielgruppe von Menschen mit geistiger Behinderung ermöglicht eine hohe Professionalität, birgt aber auch die Gefahr der Hospitalisierung.

Einrichtungen für Menschen mit einer geistigen Behinderung können optimal auf deren behinderungsspezifische Bedarfe eingehen. Wenn Klienten allerdings für alle Lebensthemen wie Freizeit, Wohnen oder Arbeit sonderpädagogische Einrichtungen nutzen, bewegen sie sich in einer Art Parallelwelt und haben kaum die Möglichkeit, Kontakte zu gesunden Menschen aufzubauen. Zudem beschränken solche Mobilitätsmuster die Anzahl von unterschiedlichen Sozialkontakten enorm: Besonders in kleineren Städten oder Einrichtungen von geringer Größe gibt es nur eine kleine Zahl von Klienten, die die Angebote nutzen und die dann zum Bekannten- oder Freundeskreis anderer Klienten gehören können.

„Sexualität als soziale Kompetenz wird gesellschaftlich vermittelt und erlernt. Zum Beispiel lernen wir (meist im Kindergartenalter), dass Selbstbefriedigung und das Berühren der eigenen Genitalien etwas Schönes sein kann und dass es nicht überall erlaubt ist. Durch vielfältige Lernerfahrungen konkretisiert sich eine Vorstellung von Intimität und Intimsphäre“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 292). Lern- und Erfahrungsräume sind für Menschen mit geistiger Behinderung oft stärker begrenzt als für ihr gesundes Umfeld. Es gilt also, diese auszubauen und neu zu schaffen, indem Erfahrungen mit Gleichaltrigen und unbeaufsichtigtes Spielen gefördert werden und, ebenso wie bei gesunden Heranwachsenden vermittelt wird, welche Verhaltensweisen wann sozial geduldet werden und wann nicht (vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S.292).

Den positiven Aspekt der Normalisierung durch eine „normale“, also eine gesunde soziale Umgebung, nutzen die Ansätze der Integration und Inklusion. „Das Normalisierungsprinzip beinhaltet, allen Menschen mit geistiger Behinderung Lebensmuster und Alltagsbedingungen zugänglich zu machen, die den üblichen Bedingungen und Lebensarten der Gesellschaft soweit als möglich entsprechen…“ (Fornefeld, 2000, S. 136) Dazu wird versucht, Menschen mit einer geistigen Behinderung nicht von der gesunden Bevölkerung zu separieren, sondern deren Lebensraum so anzupassen, dass Menschen mit einer Einschränkung ihre Position finden und dazugehören können.

Um die Sexual- und Beziehungsfreundlichkeit von Menschen mit einer geistigen Behinderung anhand von Inklusion, Integration und wachsendem Aktionsradius zu steigern, ist es nötig, in allen Einrichtungen geschultes Personal einzusetzen, das dabei behilflich sein kann, für jeden Teilnehmer einen passenden Platz zu finden. Außerdem kann es für Betreuende nötig sein, einen gewissen Mehraufwand in Kauf zu nehmen, um gemeinsam mit dem Betreuten mit geistiger Behinderung passende Angebote zu finden, die sowohl zu den Interessen, als auch zu den Fähig- und Möglichkeiten des Klienten passen. Zudem muss in dezentral organisierten Einrichtungen eine Infrastruktur verfügbar sein, die Menschen mit geistiger Behinderung dabei unterstützt, Angebote außerhalb des Einrichtungsgeländes wahrzunehmen und die Wege dorthin zu überwinden.

Wenn Erwachsene mit einer geistigen Behinderung dezentral betreut werden und sich ihr Aktionsradius vergrößert, kann dies dabei helfen, potenzielle Partner kennenzulernen, das soziale Netz zu vergrößern und die Eigenständigkeit zu erhöhen.

2.4.3 Haltung der Betreuenden und Rechtliche Situation

Ein dritter und letzter Anknüpfungspunkt für die Förderung einer sexual- und beziehungsfreundlichen Umgebung für Menschen mit einer geistigen Behinderung liegt nicht direkt in deren Lebenswelt, sondern in der Haltung und Einstellung des betreuenden Personals. Dies können Fachkräfte wie Heil- und Sozialpädagogen oder Erzieher sein, aber auch Ehrenamtliche und Angehörige. Die Haltung wird unter anderem geprägt durch die rechtliche Situation, die Rahmenbedingungen für pädagogisches Handeln bietet.

Der niederländische Heilpädagoge Erik Bosch hat sich in einigen seiner Veröffentlichungen ausführlich mit der Rolle der Grundeinstellung und der Grundhaltung beschäftigt. Seiner Ansicht nach können Betreuende nur durch eine intensive Reflektion ihrer eigenen Einstellung Handlungsmaximen erarbeiten, die ausdrücken, wie Betreuende mit den Klienten umgehen möchten und warum (vgl. Bosch, 2004, S.33ff.).

Die Grundeinstellung ist zeit- und kulturgebunden und abhängig von einem Bezugssystem (vgl. Bosch, 2004, S. 41ff.). In welchem historischen Kontext wir leben und welche Fähigkeiten und Begabungen in unserer Gesellschaft mit einem besonders hohen Ansehen verknüpft sind, hat Auswirkungen darauf, wie wir Menschen sehen und bewerten. Zusätzlich stellt das Bezugssystem bestimmte Normen und Werte zur Verfügung, die unsere Einschätzungen beeinflussen. Solche Werte könnten im Bereich der Arbeit mit Menschen mit Behinderung Begriffe wie „Normalisierung, Integration, Emanzipation und Selbstständigkeit“ (Bosch, 2004, S.43) sein.

Die Grundeinstellung entstammt einer spezifischen Grundhaltung, die durch unser Selbst- und Menschenbild geprägt wird (vgl. Bosch, 2004, S. 48). Was wir über uns selbst und andere Menschen denken, hat unterschiedliche Auswirkungen darauf, wie wir Sozialkontakte gestalten und wie wir mit anderen umgehen. Dieses Handeln bewerten wir mit den uns eigenen ethischen Bewertungsmaßstäben.

Besonders im Themenbereich „Liebe, Beziehung und Partnerschaft bei Menschen mit einer geistigen Behinderung“ können diese persönlichen Hintergründe weitreichend mit dem Verhalten der Betreuenden gegenüber den Klienten zusammenhängen. Für Betreuende stellt es eine wichtige Kompetenz dar, sich ihre eigenen Hintergründe, ihrer Grundhaltung und Grundeinstellung bewusst zu machen, zu reflektieren und zu hinterfragen. Wichtige Fragestellungen könnten hierbei sein: „Welche moralischen Richtlinien lege ich an Beziehungen an?“, „Was finde ich sexuell schön und ästhetisch?“, „Welche Verhaltensweisen schrecken mich ab und befremden mich?“ oder „Ist mein Modell von Liebe, Beziehung und Partnerschaft auf meine Klienten übertragbar?“. Für den Betreuenden gilt es, sich bewusst zu machen, welches Bild von Menschen mit einer geistigen Behinderung er hat und welche Vorurteile ihn beeinflussen.

Unbewusste Grundhaltungen, Grundeinstellungen und Bilder des Klientels können dazu führen, dass Betreuende im Umgang mit Liebe, Beziehung und Sexualität gehemmt sind, die Thematik nicht oder nur unzureichend thematisieren und ihrer Zielgruppe ethische Handlungsmaßstäbe überstülpen.

Nicht nur eine Reflektion der Bewertungsmaßstäbe des Betreuenden ist eine wichtige Voraussetzung für eine gelingende Bearbeitung des Themas mit den Klienten, sondern es muss auch klar sein, welche Regeln durch die Einrichtung, das Mitarbeiterteam und rechtliche Grundlagen gegeben sind. Dazu ist es nötig, sich innerhalb des Leitungsteams regelmäßig und bei allen aufkommenden Fragen oder Unsicherheiten auszutauschen. Es muss klar sein, welche Möglichkeiten gegeben sind, wo auf Wünsche und Bedürfnisse der

Klienten eingegangen werden kann und wo Regelungen bestehen, die ein mögliches Eingehen auf die Betreuten begrenzen.

In der Arbeit mit Menschen, die einen erhöhten Hilfebedarf haben, ist die Angst vor sexuellen Übergriffen gegenüber der betreuten Zielgruppe groß. Diese Vorsicht und alle Maßnahmen, die solche Vorfälle verhindern können, sind zwar sehr wichtig, können aber, wenn sie nicht klar kommuniziert werden, große Unsicherheit bei den Mitarbeitern hervorrufen.

„Viele UnterstützerInnen wähnen sich gerade beim Thema Sexualität mit einem Bein im Gefängnis und entscheiden sich in unklaren Situationen oft für die verantwortungsvolle Restriktion, auch weil sie sich der Unterstützung von KollegInnen und Leitung nicht immer gewiss sind“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 293).

Leitlinien der Einrichtung müssen Verhaltensvorgaben festlegen, die eindeutig beschreiben, was erlaubt ist und was nicht. Bei Grenzfällen ist es erforderlich, dass sich das Mitarbeiterteam darüber austauscht, gemeinsam eine Entscheidung trifft und als Team hinter dieser steht. Nur so kann sich jeder einzelne Mitarbeiter rechtlich absichern und trotzdem auf seine Klienten eingehen. Solche schwierigen Situationen können bei der sexuellen Erziehung und Förderung von Menschen mit einer geistigen Behinderung häufig auftreten und es muss abgeklärt sein, welche Bereiche von den Betreuenden abgedeckt und geleistet werden können und wo professionelle Sexualassistenz und Begleitung als zugekaufte Leistung erbracht werden muss.

Auch die rechtliche Situation sollte in jeder heilpädagogischen Einrichtung zusammengefasst und aktualisiert nachlesbar verfügbar sein. So kann auf Fragestellungen, die sich aus der praktischen Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung ergeben, direkt eingegangen werden und Unsicherheiten vermieden werden. Eine solche Zusammenstellung sollte beinhalten, welche Regeln sich für das Eintreten in Privaträume der Bewohner stellen, was bei der Assistenz oder Übernahme von Körperpflege beachtet werden muss und welche Leistungen der Sexualbegleitung und Sexualassistenz geleistet werden dürfen oder nicht. Zusätzlich spielt hier die Dokumentation der Abläufe innerhalb der Einrichtung eine wichtige Rolle - die Mitarbeiter sollten festhalten, welche Leistungen sie an welchem Klienten wie erbracht haben, um die Vorgänge transparent zu halten.

Für den Umgang mit Menschen mit geistiger Behinderung und ihrer Sexualität ist es also erforderlich, sich der eigenen Grundhaltungen und Grundeinstellungen bewusst zu werden und sich klar zu machen, welche äußeren Umstände diese mit beeinflussen. Um diese Reflektionsleistungen der Mitarbeitenden zu fördern und zu unterstützen, muss die Einrichtung diverse Hilfs- und Rahmenbedingungen stellen und den Austausch im Team,

etwa durch regelmäßige Teamsitzungen, fördern. Klare Vorgaben erhöhen hierbei die Sicherheit für professionelle Mitarbeiter.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sowohl die Wohnsituation als auch der Aktionsradius der Klienten und die Haltung der Mitarbeiter bereits vor der direkten Arbeit mit dem Klienten wichtige Ansatzpunkte liefern, um eine sexual- und beziehungsfreundliche Umgebung für Menschen mit einer geistigen Behinderung zu schaffen. Eine Arbeit an diesen Rahmenbedingungen ist sinnvoll, um eine Basis an guten Grundvoraussetzungen zu schaffen. Zusätzlich sollten diese immer wieder überprüft werden um abzusichern, dass Ist- und Soll- Zustand nicht auseinander driften.

2.5 Grundlagen der Sexualpädagogik

Im bisherigen Verlauf der Arbeit habe ich die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung in Bezug auf die Themen Liebe, Beziehung und Partnerschaft dargestellt und bereits erste Anknüpfungspunkte für eine sexual- und beziehungsfreundliche Umgebung erläutert. Die Schaffung einer sexual- und beziehungsfreundlichen Umgebung bildet meines Erachtens nach die Grundlage, durch die sexualpädagogisches Arbeiten erst professionell möglich wird. Nun möchte ich tiefer in die Thematik der Sexualpädagogik einsteigen, um aufzuzeigen, was praktische Sexualpädagogik ist, was sie leisten kann und was qualitative Sexualpädagogik ausmacht.

2.5.1 Definition

„Sexualpädagogik ist eine Aspektdisziplin der Pädagogik, welche sowohl die sexuelle Sozialisation als auch die zielgerichtete erzieherische Einflussnahme auf die Sexualität von Menschen erforscht und wissenschaftlich reflektiert“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S.41).

Sexualpädagogik versucht also, die sexuelle Entwicklung von Menschen jeden Alters zu begleiten, zu unterstützen und zu fördern. Um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie das gelingen kann, lohnt es sich, einen Blick auf die Themen der Sexualpädagogik zu werfen.

„Menschliche Sexualität ist mehr als Genitalität, beschränkt sich also nicht auf Körperfunktionen und das Fortpflanzungsgeschehen, sondern umfasst als wesentliches ‚Querschnittsthema‘ der Persönlichkeit sowohl Fruchtbarkeits- als auch Lust-, Identitäts- und Beziehungsaspekte“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 46).

Der Aspekt der Sexualaufklärung, der umgangssprachlich häufig mit dem der Sexualpädagogik gleichgesetzt wird, ist also nur ein Bereich der selbigen. Sexualpädagogik will nicht nur Wissen über körperliche und biologische Aspekte von Sexualität vermitteln, sondern zur Entwicklung einer starken sexuellen Identität beitragen.

Im Folgenden werden klassische Themen der Sexualpädagogik aufgezählt.

- Körper- und Sexualaufklärung
- Ethik, Moral und Wertorientierung
- Sprechen über Sexuelles
- Geschlechtersozialisation
- Sexuelle[…] Orientierung
- Sexualität im Spannungsfeld der Kulturen
- Sexualität und Behinderung
- Sexualität im Alter
- Sensibilisierung der Sinne und Sinnlichkeit (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 46f.).

Sexualpädagogik will also menschliche Sexualentwicklung begleiten und unterstützen und durch das Angebot einer großen Bandbreite von Themen individuell auf Fragestellungen der Klienten in den unterschiedlichsten Entwicklungsstadien eingehen.

2.5.2 Historische Entwicklung

Wenn man die jüngere Geschichte der Sexualpädagogik betrachtet, wird offenkundig, dass Sexualpädagogik immer durch kulturelle und zeitgeschichtliche Aspekte beeinflusst wird und sich thematische Befassungen wie moralische Zielrichtungen immer wieder verändern.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bis in die 1960er Jahre herrschte eine Sexualpädagogik vor, die „je nach Grundposition und Toleranzbereitschaft des Betrachtenden- als ‚normativ', ‚christlich- konservativ' oder ‚repressiv' bezeichnet werden kann" (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 42). Aufklärungsschriften wurden bis dahin von einer durch die Kirche ausgelegte, christliche Sicht von Sexualität dominiert (vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S.42).

Ab den 1960er Jahren bis hinein in die frühen 1970er Jahre begannen sich weitere Strömungen zu entwickeln, die in starken Konflikten um die ‚richtige' Sexualerziehung gipfelten und zur Entstehung von drei Tendenzen führten: Der repressiven, der vermittelnd-liberalen und der emanzipatorischen Sexualerziehung (vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S. 42).

In den 1970er Jahren bis weit in die 1980er Jahre hinein kam es zu einer Stagnation der Sexualpädagogik. Der Versuch, sich als eigenständige Disziplin von den Erziehungswissenschaften zu etablieren misslang und ein Beschluss des Bundesverfassungsgerichts im Jahr 1977 führte dazu, dass die institutionalisierte schulische Sexualerziehung nahezu zum Erliegen kam. Dieser Beschluss legte fest, dass schulische Sexualerziehung auf die reine Wissensvermittlung beschränkt sein sollte. Nachdem eine solch klare Grenzziehung in diesem Bereich nahezu unmöglich erschien, waren viele

Lehrkräfte und Pädagogen verunsichert und die Sexualerziehung verschob sich von den Schulen in die außerschulische Jugendarbeit und die Familien (vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S. 42f.).

Erst in den späten 1980er Jahren erlebte die Sexualpädagogik und Sexualerziehung eine Wiederbelebung. Wichtige Themen wie AIDS, sexueller Missbrauch und die Rolle der Frau wurden in die Öffentlichkeit gebracht und die Sexualpädagogik wurde „sexualpolitisch als ‚Gefahrenabwehrpädagogik' gewollt, fachwissenschaftlich aber weitgehend im sexualfreundlich-emanzipatorischen Sinne genutzt" (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 43). 1992 wurde das sogenannte „Schwangeren- und Familienhilfegesetz" verabschiedet, das „Gesetz über Aufklärung, Verhütung, Familienplanung und Beratung", infolge dessen Konzepte zur Sexualaufklärung erstellt und Modellprojekte gefördert wurden. Es entstanden sexualpädagogische Fortbildungseinrichtungen und eine große Menge an didaktischen Materialien (vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S. 43).

Heute sind sexualpädagogische Konzepte „sexualfreundlich, bejahen verschiedene Formen der Empfängnisregelung, betonen die Kultivierung der Identitäts-, Beziehungs-, Lust- und Fruchtbarkeitsfunktion von Sexualität, die Gleichwertigkeit verschiedener sexueller Orientierungen und die Flexibilisierung der Geschlechterrollen" (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 44). Allerdings gibt es erneut eine Tendenz der Sexualpädagogik, diese als ‚Gefahrenabwehrpädagogik' zu betreiben, da momentan die „dunklen Seiten" der Sexualität wie sexueller Missbrauch, Gewalt oder Pädophilie diskutiert werden und dazu beitragen, dass Sexualität als Gefahr betrachtet wird (vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S. 44).

Wichtig erscheint mir anhand der historischen Betrachtung der Entwicklung der heutigen Sexualpädagogik, dass sexualpädagogisches Handeln immer wieder in Hinblick auf seine Ziele und Hintergründe reflektiert werden muss. Es muss sichergestellt werden, dass die Ziele des pädagogischen Handelns dem entsprechen, was die Klienten erreichen möchten und durchführende Pädagogen sollten hinterfragen, ob ihre Wertvorstellungen für ihre eigenen pädagogischen Vorstellungen passend sind oder ob sich in ihnen nur der Zeitgeist ihrer Generation wiederspielgelt.

2.5.3 Bausteine einer sexualfreundlichen Begleitung

Ralf Specht ist ein Diplom- und Sexualpädagoge aus Hamburg, der lange Zeit in einer Wohneinrichtung für Menschen mit Behinderung angestellt war. Er ist Dozent am Institut für Sexualpädagogik und bietet seit mehr als zehn Jahren sexualpädagogische Fortbildungen für Menschen mit einer Behinderung und Fachleute, die in diesem Bereich arbeiten, an (vgl. Specht, 2010, S. 8). Anhand seiner langjährigen Erfahrung auf diesem Gebiet hat er Bausteine herausgearbeitet, die Elemente einer sexualfreundlichen Begleitung sein können

(vgl. Schmidt/ Sielert, 2013, S. 293ff.). Im Folgenden möchte ich auf ausgewählte pädagogische Bestandteile eingehen und anhand Spechts Erfahrungen deren Nutzen für die Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung erläutern. Aufgrund des Rahmens kann nicht auf alle Bausteine eingegangen werden. Da aber einige der von Specht erarbeiteten Ansatzpunkte in meiner Arbeit schon im bisherigen Verlauf angesprochen worden sind (Sexualassistenz, Kommunikation und Reflexion der eigenen Rolle, konzeptionelle Verankerung und Teamarbeit, Kinderwunsch/ Elternschaft), werde ich hier auf die Forderungen Spechts eingehen, die auf mich ergänzend besonders lohnenswert erscheinen.

Um Menschen mit einer geistigen Behinderung dazu zu befähigen, eine selbstbewusste und selbstbestimmte Sexualität zu entwickeln, fordert Specht Sexuelle Bildung von Anfang an (Specht, 2010, S.5).

„Sexuelle Bildung meint die über präventive Kompetenzen hinausgehende und durch lernförderliche Impulse gestützte Selbstformung der sexuellen Identität einer Person mit dem Ziel ihrer individuell befriedigenden und sozial verträglichen Entfaltung auf allen Persönlichkeitsebenen und in allen Lebensaltern“ (Schmidt/ Sielert, 2013, S. 41).

Körper- und Sexualaufklärung sollten als Grundrecht eines jeden Menschen betrachtet werden. Unwissenheit und ein mangelndes Körperbewusstsein rufen nicht nur Unsicherheit hervor, sondern können auch dazu führen, dass sexuelle oder körperliche Vorgänge als bedrohlich oder gefährlich eingestuft werden. Wichtige Inhalte sind neben Grundkenntnissen zu allen Themen menschlicher Sexualität hierbei unter anderem die Vermittlung der Gleichwertigkeit verschiedener sexueller Orientierungen, Informationen über sexuellen Missbrauch oder der Hinweis über das Recht auf Fortpflanzung (vgl. Specht, 2010, S.5).

Sexuelle Bildung nimmt die wichtige Funktion der Sensibilisierung ein: Sie kann dazu beitragen, dass sich Klienten ihrer Wünsche und Bedürfnisse bewusst werden und diese formulieren können. Sexuelle Bildung kann auch helfen, Reflektions- und Differenzierungsfähigkeiten weiterzuentwickeln: Es muss schließlich auch abgewogen werden, welche Wünsche eigene Bedürfnisse darstellen und welche Anforderungen von außen an die Klienten herangetragen werden. Schließlich lernen die Klienten auch einzuschätzen, welche Wünsche realistisch erfüllt werden könnten und welche Vorstellungen eher wirklichkeitsfern sind. Außerdem können die Klienten ein Gefühl für ihre Rechte entwickeln und lernen, eigene Grenzen zu setzen und zu verteidigen. Dies stellt einen wirksamen Bestandteil der Prävention sexueller Gewalt dar (vgl. Specht, 2010, S.6).

Entscheidend für den Erfolg der Bildungsmaßnahme ist die Professionalität der durchführenden Fachkraft. Sexuelle Bildung passiert nicht „nebenbei“, sondern funktioniert nur, wenn die Art der Vermittlung passend ist und die gewählte Methode es ermöglicht, dass

die Klienten einen Zugang zum Thema finden. Gerade bei der Arbeit mit Menschen mit einer geistigen Behinderung ist hier eine gewisse Kreativität der Fachkräfte hilfreich. Das durchgeführte Angebot sollte in leicht verständlicher Sprache durchgeführt werden und durch die Methodik abwechslungsreich, anschaulich und begreifbar werden. Spielerische Methoden und kreative Elemente können dazu beitragen, dass das Interesse der Klienten geweckt wird und sie weiterführende Fragen entwickeln und sich für das Thema öffnen. Neben der Offenheit für die Nutzung unterschiedlichster Methoden und didaktischer Fähigkeiten (Methodenkompetenz) erfordert die Durchführung sexualpädagogischer Angebote weitere Kompetenzen von Mitarbeitern: Fachleute benötigen eine gewisse Fachkompetenz, die sich in fundiertem Wissen über das Thema zeigt und müssen sich ihrer eigenen Wertvorstellungen und Haltungen bewusst sein (Selbstkompetenz) (vgl. Specht, 2010, S.6).

Gut ausgebildete Fachkräfte und die Praxis der regelmäßigen sexuellen Bildung sind ideale Voraussetzungen für die Förderung der Entwicklung von Sexualität und Beziehungsfähigkeit. Selbstbestimmt und selbstbewusst Sexualität zu (er-)leben wird möglich, wenn die Klienten die Möglichkeit haben und dabei unterstützt werden, zu partizipieren. Es macht wenig Sinn, wenn Fachkräfte von außen Bedingungen schaffen, die Sexualität ermöglichen sollen, wenn nicht der Schritt gelingt, dass die Klienten letztlich ihre eigenen Entscheidungen treffen. Fachkräfte müssen zwar vorbereiten, informieren und ermutigen, müssen die Betreuten aber den letzten Schritt der Entscheidung und Selbstbestimmung selbst überlassen. In vielen Bereichen der Arbeit mit Menschen mit Behinderung werden bereits partizipative Elemente umgesetzt, die die Klienten in Anspruch nehmen: Es werden Selbsthilfegruppen genutzt, Heimvorsitzende und Gruppensprecher bestimmt oder Mitbestimmungsmöglichkeiten für die eigene Förderung wahrgenommen. Doch gerade im Bereich der Sexualität gelingt dieser letzte Schritt der Verantwortungsabgabe häufig noch nicht: Entscheidungen werden auf Grundsatzebene für die ganze Einrichtung oder Wohngruppe getroffen, Verhütungsmittel werden präventiv an alle Frauen vergeben und die Klienten von den Planungsprozessen ausgeschlossen. Mitbestimmung kann nur gelingen, wenn sie gelernt wird und von Mitarbeitern Lern- und Erfahrungsräume geschaffen werden. So kann die höchste Ebene der Selbstbestimmung und Entscheidungsfähigkeit der Betreuten ermöglicht werden (vgl. Specht, 2010, S.7).

Der zurückliegende Abschnitt dieser Arbeit zeigt auf, wie Erkenntnisse der Sexualpädagogik die planvolle Durchführung eines Seminars für Menschen mit einer geistigen Behinderung unterstützen können. Gleichermaßen wird ersichtlich, wie Menschen mit geistiger Behinderung sexualpädagogische Kenntnisse nutzen können, um zu einer neuen Ebene von Selbstbestimmung und Selbstbewusstsein zu gelangen und welche Rolle in diesem

Zusammenhang die Sexualentwicklung für die gesamte Persönlichkeitsentfaltung haben. Es ist augenscheinlich geworden, welche Grundvoraussetzungen ein Seminar für Menschen mit einer geistigen Behinderung erfüllen sollte und warum solche Seminare für die Begleitung der Zielgruppe elementar sind.

Um die Aufführung der theoretischen Grundlagen abzuschließen, folgt nun resümierend eine Zusammenfassung.

2.6 Zusammenfassung der theoretischen Grundlagen

Eingangs wurden die zentralen Begriffe „Liebe“, „Beziehung“, „Partnerschaft“, „geistige Behinderung“ und „Sexualität“ definiert, erläutert und miteinander in Bezug gesetzt.

Im Anschluss erfolgte ein Abriss über die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung in Bezug auf deren Beziehungssituation. Ein historischer Überblick zeigte auf, welche Fortschritte auf diesem Bereich bereits gemacht wurden und welche Themen aktuell bearbeitet werden, um Menschen mit geistiger Behinderung bei der Entwicklung einer gesunden Sexualität und Beziehungsfähigkeit zu unterstützen und zu begleiten.

Als besonders relevant stellte sich hierbei die Beschreibung von drei Stereotypen von Menschen mit Behinderung im Bezug auf ihre Sexualität heraus, nämlich die Bilder des „unschuldigen Kindes“, des „Wüstlings“ und des „klebrigen Distanzlosen“. Diese Vorurteile herrschen noch bei vielen Menschen vor und beeinflussen deshalb den Umgang mit Menschen mit Behinderung in Bezug auf deren Sexualität. Durch die Stärkung der Rechte von Menschen mit geistiger Behinderung wurde ein lebensweltorientierter Ansatz möglich, der bereits deutlich die Möglichkeiten für diese Zielgruppe verbessert hat, Sexualität zu (er)leben. Dennoch gibt es viele Bereiche, an denen weiterhin geforscht und gearbeitet wird, um die Entwicklung einer gesunden Sexualität für Menschen mit geistiger Behinderung zu unterstützen und zu fördern. Beispielhaft wurden die Partnerbörse „Schatzkiste“, die Unterstützungsmöglichkeit der Sexualassistenz und Hilfsangebote zum Thema „Elternschaft und Kinderwunsch“ vorgestellt.

Danach bin ich der Frage nachgegangen, warum sich Menschen überhaupt eine Beziehung wünschen und welche Funktionen demnach Partnerschaften einnehmen können. Anhand einer Statistik habe ich herausgearbeitet, dass die drei wichtigsten Gründe dafür, in einer Beziehung zu leben die Möglichkeit der gemeinsamen Freizeitgestaltung, mit Problemen nicht allein sein zu sein und Geborgenheit zu spüren und die Möglichkeit zu regelmäßigem Austausch und Gesprächen zu haben. Weitere Funktionen von Beziehungen wurden genannt und erläutert. Anschließend habe ich einige Vermutungen meinerseits diskutiert, welche besondere Rolle der Beziehungswunsch bei Menschen mit einer geistigen Behinderung einnimmt und welche Aspekte behinderungsspezifisch eine besonders große

Bedeutung haben. Die Aspekte, die meiner Hypothese nach spezifisch für Menschen mit Behinderung besonders wichtig sind, sind die Emanzipation und Loslösung vom Elternhaus, der Reiz der Normalität und der Wunsch nach einer Beziehung auf Augenhöhe.

Dann habe ich Ansatzpunkte dargestellt, deren positive Gestaltung zu einer sexual- und beziehungsfreundlichen Umgebung beitragen kann. Diese Ansatzpunkte können in Bedingungen des Wohnens, des Aktionsradius oder der Haltung der Betreuenden liegen. Ein Ansetzen an diesen drei Umgebungsfaktoren kann wichtige Grundvoraussetzungen schaffen, um Wachstum und Entwicklung im Bereich der Sexualität und der Beziehungsfähigkeit zu ermöglichen. Eine beziehungs- und sexualfreundliche Umgebung bildet damit die Basis für sexualpädagogische Maßnahmen und Sexuelle Bildung von Menschen mit geistiger Behinderung.

Daraus folgernd habe ich nähere Informationen darüber vermittelt, was Sexualpädagogik ist und wie sie sich in der jüngeren Geschichte entwickelt hat. Das umfasst auch mögliche Zielrichtungen und Wertgrundlagen von Sexualpädagogik, was deutlich macht, dass diese immer wieder hinterfragt und angepasst werden müssen. Schließlich habe ich Bausteine einer sexualpädagogischen Begleitung ausgewählt und deren Nutzen erläutert. Auf die Forderungen von Ralf Specht nach Sexueller Bildung von Anfang an, Professionalität der durchführenden Fachkraft und Partizipation der Menschen mit Behinderung bin ich vertieft eingegangen. Außerdem wurde eine Brücke zwischen Sexualpädagogik und Sexueller Bildung für Menschen mit geistiger Behinderung geschlagen. Die Bausteine haben deutlich gemacht, welche Faktoren bei der Sexuellen Bildung von Menschen mit geistiger Behinderung Beachtung finden müssen und wie gelingende Sexualpädagogik mit dieser Zielgruppe gestaltet werden kann.

Diese theoretischen Grundlagen bilden nun die Basis für das Konzept, das im Folgenden von mir entwickelt wird.

3. Konzeption des Seminars

Nun erfolgen konzeptionelle Überlegungen, die in einem Seminar mit acht Einheit à 90 Minuten münden. Wichtige Faktoren, die für die Erstellung dieser Einheiten eine Rolle spielen, werden im Folgenden ausführlich genannt und in ihrer Bedeutung erläutert.

3.1 Ziele des Seminars

Zu Beginn der konzeptionellen Überlegungen ist es ratsam, Ziele festzulegen, die eine Richtung vorgeben, in die das Seminar gehen soll.

Ziele beschreiben einen positiven Endzustand, dessen Erreichung angestrebt wird. Um die Zielformulierung übersichtlich und anschaulich zu gestalten ist es hilfreich, in Wirkungs-, Teil- und Handlungsziele zu untergliedern. Die Formulierung der Ziele sollte SMART erfolgen. Die Abkürzung „SMART“ steht hierbei für die Adjektive spezifisch, messbar, attraktiv, realistisch und terminiert.

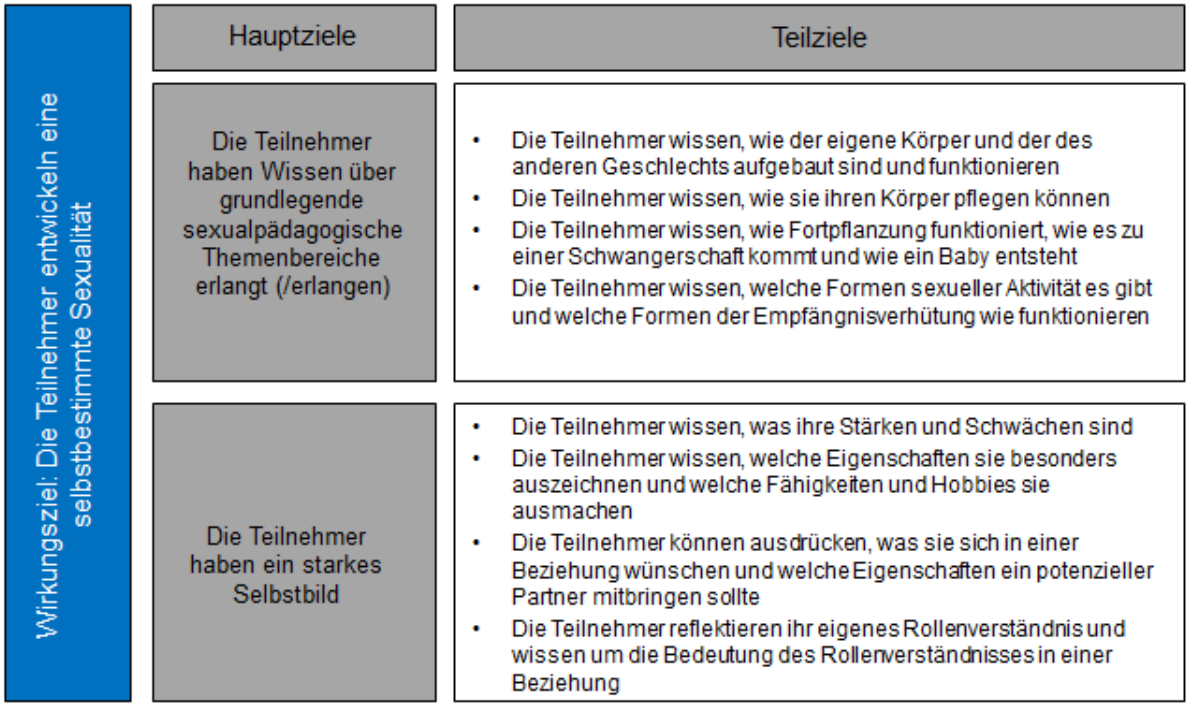
„Wirkungsziele sind wünschenswerte Verhältnisse für und Kompetenzen von Adressaten, deren Erreichung durch die Bemühungen der Fachkräfte unterstützt werden soll“ (von Spiegel, 2011, S. 138). Die Wirkungsziele drücken also aus, was das Angebot bewirken soll und welche Fähigkeiten es bei den Klienten fördern, ausbauen und unterstützen soll.

„Teilziele sind Etappen auf dem Weg zum Wirkungsziel, die konkret formuliert werden und im veranschlagten Zeitraum erreichbar sein müssen“ (von Spiegel, 2011, S.139). Die Teilziele drücken also eine stufenweise Verwirklichung der Wirkungsziele aus und arbeiten in kleinen Schritten auf diese Vision hin.

„Handlungsziele sind die Arbeitsziele der Fachkräfte: Sie beschreiben Vorstellungen über förderliche Bedingungen für die Zielerreichung, an deren Bereitstellung die Fachkräfte arbeiten“ (von Spiegel, 2011, S.138). Die Handlungsziele zeigen also auf, welche Rahmenbedingungen wie gestaltet werden sollen, um die Erreichung der Wirkungsziele für die Klienten zu ermöglichen.

Nun folgt eine genaue Auflistung der Ziele für das von mir konzipierte Seminar, die anhand einer Grafik ersichtlich wird. Selbstverständlich werden hierbei nicht alle möglichen Ziele benannt, sondern nur diejenigen, die ausdrücken, welchen Schwerpunkt das Seminar in seiner Ausrichtung setzt.

Systematik der Ziele des Kursangebots



Auf dieser Zielformulierung baut die weitere Konzeption des Angebots auf. Die folgenden Überlegungen sollen entsprechende Möglichkeiten schaffen, diese Ziele zu verwirklichen und umzusetzen.

Vertiefend werden bei der tabellarischen Darstellung der acht Seminareinheiten je drei Ziele für jede Seminareinheit genannt. Diese leiten sich von den Zielen der Zielformulierung ab und erweitern diese um eine kleinschrittigere Ebene.

3.2 Institutioneller Hintergrund

Bei der Konzeption des Angebots hat es für mich eine wichtige Rolle gespielt, dass ich das Seminar als Kurs im Rahmen der Offenen Behindertenarbeit anbiete. Deshalb ist die Erstellung des Seminars auf die Rahmenbedingungen der Offenen Hilfen angepasst und ausgelegt.

Natürlich gibt es auch alternative Möglichkeiten und Institutionen, um ein Seminar mit Erwachsenen zum Thema „Liebe, Beziehung, Partnerschaft“ durchzuführen. Diese werden bei den Überlegungen teilweise ergänzend erwähnt. In einem solchen Fall müsste das Seminarangebot, das eine beispielhafte Gruppe der Offenen Behindertenarbeit als Hintergrund hat, an die tatsächliche Zielgruppe und die jeweilige Institution angepasst werden.

Die Offene Behindertenarbeit bietet Angebote für Menschen mit geistiger Behinderung in den Bereichen Freizeit, Urlaub und Reisen. Die Angebote sollen dabei unterstützen, Hobbies zu entdecken, neue Fähigkeiten zu entwickeln und Freizeit gelingend und befriedigend zu gestalten. Die Angebote finden entweder regelmäßig statt, wie etwa Tanzkurse, eine Kinogruppe oder ein Basteltreff oder einmalig, bzw. mit sehr wenigen Terminen. Beispielhaft dafür wäre etwa eine Weihnachtsfeier, ein Kochworkshop zu fränkischer Küche oder aber das von mir konzipierte Kursangebot.

Die Angebote der Offenen Behindertenarbeit werden in einem regelmäßig erscheinenden Heft veröffentlicht. Für gewöhnlich müssen sich die Teilnehmer bei Interesse anmelden und häufig einen (relativ niedrigen) Kursbeitrag entrichten. Wichtig ist es hier, zu bedenken, dass viele Menschen mit geistiger Behinderung eher ungern lesen oder nur Basiskenntnisse im Bereich des Lesens besitzen. Das führt dazu, dass die potenziellen Teilnehmer bei der Auswahl und Anmeldung zu möglicherweise adäquaten Angeboten Assistenz benötigen. Diese wird oftmals durch Betreuer oder Eltern geleistet. Das kann darin münden, dass Eltern ihre Kinder selbstständig, ohne deren direkten Wunsch oder deren aktive Einwilligung zu Angeboten anmelden. Diese gängige Praxis widerspricht der Selbstbestimmung von Menschen mit geistiger Behinderung und verhindert auch, dass die Besucher sich aktiv für die Teilnahme entscheiden und sich, darauf aufbauend, motiviert einbringen.

3.3 Organisatorische Rahmenbedingungen

Für die organisatorischen Rahmenbedingungen des Seminars ergeben sich variable Möglichkeiten.

Denkbar wäre es, das Seminar mit je einer Einheit wöchentlich durchzuführen. Vorteilhaft daran ist, dass sich die Gruppe über einen längeren Zeitraum mit der Thematik „Liebe, Beziehung und Partnerschaft“ befasst und eine Entwicklung über zwei Monate zu beobachten wäre. Problematisch kann bei einem Programm über eine so lange Zeit sein, dass einzelne Besucher nicht bei allen Terminen kommen können oder mit der Zeit das Interesse am Thema verlieren und ihre Teilnahme vorzeitig abbrechen.

Alternativ ist es auch möglich, das Angebot als Blockseminar anzubieten. Dazu bietet es sich an, den Kurs an wenigen Tagen innerhalb eines kurzen Zeitraums anzubieten, wie etwa an zwei aufeinanderfolgenden Wochenenden oder einer Themenwoche. So können an einem Tag mehrere Einheiten durchgeführt werden und es ist möglich, sich intensiv mit der Thematik zu beschäftigen. Problematisch an dieser Form der Durchführung kann es sein, dass von den Teilnehmern erwartet wird, innerhalb von kurzer Zeit viele Informationen aufzunehmen und eine recht hohe Konzentrationsfähigkeit erforderlich ist. Dies lässt sich allerdings durch ein abwechslungsreiches Programm mit hoher Partizipation abschwächen.

Aus organisatorischen Gründen habe ich mich für die Durchführung meines Seminars für die Variante des Blockseminars entschieden. So wird das Angebot an zwei aufeinanderfolgenden Wochenenden jeweils samstags und sonntags nachmittags angeboten. Praktisch hierbei ist, dass der Großteil der Nutzer der Offenen Hilfen am Wochenende nicht arbeiten muss und keine konkurrierenden Angebote der Offenen Behindertenarbeit stattfinden. Zudem verstärkt eine zeitliche und räumliche Trennung des Angebots vom normalen Wochenrhythmus die Besonderheit des Seminars und betont möglicherweise auch dessen geschützten Rahmen.

Um es der Gruppe zu ermöglichen, viel mitzugestalten und einen aktiven Austausch anzuregen, sollten für das Seminar mehrere verschiedenartige Räume zur alleinigen Nutzung zur Verfügung stehen. Dazu sollten ein Gruppenraum gehören, in dem auch Bewegungsangebote durchgeführt werden können, sowie mehrere kleinere Zimmer für Kleingruppenangebote. In die Vorbereitung der Räume sollte genug Zeit investiert werden, um Gemütlichkeit zu schaffen. Dies fördert die Fähigkeit der Teilnehmer zum Austausch und begünstigt eine Wohlfühlatmosphäre in der Gruppe.

3.4 Zielgruppe und teilnehmerorientierte Durchführung

Die Zielgruppe des Angebots sind Erwachsene mit einer geistigen Behinderung ab 18 Jahren. Da das Seminar sowohl für Männer, als auch für Frauen ausgerichtet ist, bildet sich eine geschlechtsheterogene Gruppe. Wenn möglich, sollte bei der Zusammenstellung der Gruppe auf ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis geachtet werden.

Im Falle der Durchführung des Seminars als Angebot der Offenen Behindertenarbeit können sich Interessierte (im Optimalfall) freiwillig zu einem gewissen Unkostenbeitrag zum Angebot anmelden. Bei meinem Seminar betragen die Unkosten für jeden Teilnehmer zehn Euro. Wichtig ist bei der Festlegung der Höhe des Teilnehmerbeitrags, dass dieser so gewählt wird, dass ihn sich die potenziellen Besucher auch leisten können, er aber dennoch so hoch ist, dass eine gewisse Verbindlichkeit entsteht und jeder überlegt, ob er das Angebot auch wirklich (durchgehend) nutzen möchte. Zusätzlich legt ein Teilnehmerbeitrag auch einen gewissen Wert für das Seminar fest, was die Wertschätzung der Besucher erhöht.

Die Gruppenteilnehmer sind in diesem Fall vielleicht nicht vertraut miteinander, der geschlossene Rahmen mit festem Start und Ende des Angebots könnte einen ungezwungenen Austausch aber trotzdem ermöglichen. Außerdem spielt hier die Vorgeschichte der Gruppenmitglieder untereinander eine weniger große Rolle, so, dass die Gefahr gering ist, dass persönliche Streitigkeiten die Durchführung des Angebots behindern könnten.

Alternativ könnte das Seminar beispielsweise in einer bereits bestehenden Wohngruppe durchgeführt werden. In diesem Fall würden sich die Teilnehmer bereits gut kennen und ein geschützter Rahmen wäre vorhanden. Allerdings wäre eine geschlossene Teilnahme der gesamten Wohngruppe Voraussetzung, was eine selbstbestimmte Freiwilligkeit der Teilnahme verhindern würde.

Da das Seminar die Selbstbestimmung und das Gefühl der Selbstwirksamkeit der Teilnehmenden fördern soll, ist es von großer Bedeutung, Möglichkeiten der Mitgestaltung zu schaffen. Es sollte abgefragt werden, ob die Teilnehmer mit der Planung der Einheit einverstanden sind oder ob sie sich etwas anderes wünschen. Für solche Änderungsvorschläge der Teilnehmer muss die Leitung offen und so flexibel sein, das Programm nach Bedarf auch kurzfristig umzustellen, Inhalte zu tauschen oder Schwerpunkte zu verlegen. Das Feedback der Teilnehmer sollte genutzt werden, um diese zur Partizipation anzuregen und das Programm nach den Vorlieben und Wünschen der Menschen mit geistiger Behinderung zu gestalten. Das Programm an sich sollte an die Ressourcen der Teilnehmenden anknüpfen und deren Stärken nutzen, statt sich ausschließlich an deren Defiziten zu orientieren.

Um Änderungen und Einbringungen der Teilnehmer in das Gruppengeschehen aufnehmen zu können, müssen die Einheiten zeitlich großzügig geplant werden. Nur so kann Nachfragen, Wünschen und tiefer gehenden Ideen ein Platz eingeräumt werden.

Da einzelne Inhalte des Seminars geschlechtergetrennt durchgeführt werden, wird die Gruppe von Zeit zu Zeit geteilt. Inhalte, die eine solche Trennung sinnvoll und notwendig machen sind zum Beispiel die Themen „Körperpflege“, „Mein Körper“ oder „Verhütung“. Um eine Einteilung in Kleingruppen zu ermöglichen, sollte die Gruppengröße wenigstens acht, maximal zwölf Teilnehmer mit ausgewogenem Geschlechterverhältnis betragen. So wird sichergestellt, dass auch bei einer Teilung der Gruppe eine angemessene Teilnehmerzahl besteht und die Gruppenleitung noch auf jeden Einzelnen eingehen kann.

3.5 Die Leitung

Um der geschlechtsheterogenen Gruppe gerecht zu werden, bedarf es eines Leitungsteams. Dieses sollte aus einem männlichen und einem weiblichen Gruppenleiter bestehen. Dies gewährleistet, dass bei der Trennung der Gesamtgruppe in zwei geschlechtergetrennte Kleingruppen auch eine Leitungsperson mit dem entsprechenden Geschlecht zur Verfügung steht.

Zusätzlich sollte das Leitungsteam je nach Betreuungsbedarf der Teilnehmenden mit einer angemessenen Zahl an Assistenzkräften unterstützt werden. Selbst bei einem geringen Betreuungsbedarf sollten wenigstens zwei zusätzliche Mitarbeiter teilnehmen. Wenn ein

Teilnehmer beispielsweise Unterstützung beim Toilettengang benötigt, muss auch bei der Aufteilung in zwei Kleingruppen wenigstens eine Person bei der restlichen Kleingruppe bleiben, während der andere Mitarbeiter die Person mit Betreuungsbedarf begleitet. Falls mehrere Teilnehmer einen erhöhten Hilfebedarf aufweisen, muss die Anzahl der unterstützenden Assistenten entsprechend aufgestockt werden.

Das Leitungsteam sollte sich als teilnehmende Leitung verstehen. Dazu gehört, dass es bei Spielen und interaktiven Anteilen aktiv teilnimmt, um den Teilnehmern auf Augenhöhe zu begegnen und eine vertrauensvolle Basis zu schaffen. Die Leitung sollte eine große Offenheit mitbringen und bereit sein, auch persönliche Fragen zu beantworten und das Thema auf sich zu beziehen. Die Rolle der Assistenzkräfte sollte von Beginn an geklärt werden. Die Assistenzkräfte sollten nicht am Programm teilnehmen, sondern im Hintergrund bleiben und bereit sein, falls sie gebraucht werden, sofern dies der Hilfebedarf der Teilnehmenden ermöglicht. So wird sichergestellt, dass die Gruppe möglichst intim bleibt, um tiefgehende Gespräche zu ermöglichen.

Es sollte eine Selbstverständlichkeit sein, dass die Leitung die Teilnehmer siezt und zu Beginn des Seminars abfragt, ob es den Nutzern lieber ist, gesiezt oder geduzt zu werden. Entscheidet sich die Gruppe mehrheitlich für die gegenseitige Ansprache „per Du“, gilt dies für die Zeit des Seminars auch für die Leitung. Ebenso sollte sich das Leitungsteam auf eine gemeinsame Sprache einigen und Begriffe einheitlich nutzen. Das kann dabei helfen, den Teilnehmern die Bedeutung von Begriffen zu verdeutlichen und führt dazu, dass sich das Leitungsteam über den eigenen Sprachgebrauch im sexuellen Bereich bewusst wird und diesen reflektiert.

In der Arbeit mit Menschen mit Behinderung fällt auf, dass Fragestellungen und Neugier oft ungefilterter an die Leitung herangetragen werden, als in der Erwachsenenbildung mit nicht behinderten Teilnehmern. Möglich wäre beispielsweise, dass die Teilnehmer wissen möchten, ob die Leitungspersonen selbst in einer Beziehung leben oder ob sie selbst schon einmal Sex hatten. Auf diese Situation sollte das Leitungsteam vorbereitet sein und sich überlegen, wie es darauf reagieren will, wie viel Persönliches es bereit ist, zu teilen und wie es den Fragen der Teilnehmenden gerecht werden kann.

3.6 Universale Bausteine des Kurses

Dem Kurs werden einige universale Bausteine zugrunde gelegt, die immer wiederkehren und in jeder Einheit vorkommen. Solche festen Rituale geben den Teilnehmern Sicherheit, weil sie wissen, was sie erwartet und ein gewisser Wiedererkennungswert besteht. Diese universalen Bausteine sind der gemeinsame Beginn, der gemeinsame Imbiss und der Gemeinsame Abschluss mit Evaluation. Diese Elemente werden im Folgenden vorgestellt.

3.6.1 Gemeinsamer Beginn des Kurses

Vor allem vor der ersten Seminareinheit, in der die Gruppe zum ersten Mal aufeinandertrifft und die einzelnen Teilnehmer sich kennenlernen, besteht häufig ein gewisses Spannungsgefühl in der Gruppenatmosphäre. Die Teilnehmer „sind gespannt und von unausgesprochenen Fragen bewegt: Was wird geboten? Wie wird die Veranstaltung ablaufen? Wie ist der Leiter oder die Leiterin? Wie komme ich mit der Leitung klar- und mit den anderen Leuten?“ (Knoll, 2013, S.113). Manche Nutzer sind anfangs sehr zurückhaltend: Sie möchten erst einmal abwarten und die Dinge auf sich zukommen lassen (vgl. Knoll, 2013, S. 113).

Diese unterschiedlichen Gefühle muss die Seminarleitung zu Beginn berücksichtigen und mit dem Programminhalt ausgleichend einwirken.

Der gemeinsame Beginn soll den Teilnehmern ein Gefühl der Sicherheit vermitteln, den Einstieg in das Programm durch eine Abgrenzung der Situation zu Hause erleichtern, die einzelnen Teilnehmer miteinander in Kontakt bringen und einen gemeinsamen Einstieg in das Thema möglich machen (vgl. Knoll, 2013, S. 114).

Anfangs begrüßt die Seminarleitung die Teilnehmer und gibt einen Überblick darüber, was während der Einheit passiert und welche Themen behandelt werden. Bei der von mir erarbeiteten Form der Durchführung sind pro Seminartag zwei Einheiten geplant, die durch eine Kaffeepause mit der Möglichkeit zum Austausch unterbrochen werden. Über diese Abfolge sollten die Seminarteilnehmer bereits im Vorfeld informiert werden.

Nach Begrüßung und Vorstellung des Ablaufs erfolgt ein Einstiegsspiel für die gesamte Gruppe.

Dabei wird mit einem Sprechstein gearbeitet. Der Sprechstein ist ein Handschmeichler oder ein schön bemalter Kieselstein, der im Kreis in der Gruppe herum gegeben wird. Die Person, die den Sprechstein hat, ist an der Reihe und kann sich der Gruppe in Bezug auf eine bestimmte Fragestellung mitteilen. Wenn jemand nichts sagen möchte, gibt er den Sprechstein an seinen Nachbarn weiter. So können die Teilnehmer bereits zu Beginn auf einer niedrigschwelligen Ebene vor der Gruppe sprechen. „Er oder sie hat dann schon einmal etwas gesagt; die Schwelle, sich einzubringen, wird niedriger“ (Knoll, 2013, S.113). Das begünstigt eine hohe Beteiligung der Teilnehmer für den weiteren Verlauf der Einheit. Die jeweilige Fragestellung kann bei den unterschiedlichen Einheiten wechseln. Möglich wäre etwa: „Das geplante Programm finde ich…“, „Ich bin heute….“, „Mir geht es…“ oder „Ich freue mich heute auf…“. Nach der Nennung der jeweiligen Fragestellung sollte diese noch einmal wiederholt werden und eine kurze Zeit zum Überlegen gegeben werden.

Es bietet sich an, dass entweder ein Freiwilliger oder die Gruppenleitung den Sprechstein zuerst bekommt. So ist niemand genötigt, ohne Bedenkzeit vor den anderen Gruppenmitgliedern sprechen zu müssen. Zudem wird durch jemanden, der freiwillig beginnt, das Eis gebrochen und für die nachfolgenden Teilnehmer wird die Hemmschwelle geringer.

3.6.2 Gemeinsamer Imbiss

Nach der Beendigung der ersten Einheit des Tages wird eine längere Pause eingeplant, in der die Gruppe zu einem gemeinsamen Imbiss in einem anderen Raum eingeladen wird. Das Wechseln des Raums ermöglicht eine Trennung der Einheit von der nachfolgenden Pause und kann es unter Umständen erleichtern, die vorangegangene Einheit gefühlsmäßig abzuschließen.

Als Imbiss bieten sich Snacks an, die die Gruppenleitung schon vor Beginn der Einheit vorbereiten kann, wie etwa Obst, Kekse, Tee, Kaffee, Kuchen oder Brezeln. So kann auch die Leitung während des Imbisses an Gesprächen teilnehmen, für weiterführende Fragen bereitstehen und entspannte Zeit mit den Teilnehmern genießen. Dies fördert eine angenehme Gruppenatmosphäre. Meist trägt ein gemeinsamer Imbiss zur Entspannung der Teilnehmer bei und führt dazu, dass gemeinsame Zeit mit den anderen Gruppenmitgliedern erlebt wird, die als unkompliziert empfunden wird. Häufig entstehen bei einer solchen Imbisspause lustige Gespräche, die Teilnehmer entdecken Gemeinsamkeiten oder erleben sich selbst stärker als bei einer thematischen Einheit als Teil des Gruppengefüges.

Während einer Pause gibt es auch die Gelegenheit, die erlebte Einheit noch einmal Revue passieren zu lassen. Dabei entwickeln die Teilnehmer weiterführende Fragen, bemerken, wo es noch Vertiefungsbedarf gibt und stellen fest, was vielleicht noch nicht verstanden wurde. So bietet es sich an, dass die Leitung nach der Pause noch einmal nachhakt, ob die Teilnehmer während der Pause etwas erlebt haben, was sie besprechen möchten.

3.6.3 Gemeinsamer Abschluss und Evaluation

Um jeden Einzeltermin abzuschließen, wird dieser gemeinsam mit den Teilnehmern evaluiert. So kann die Gruppenleitung überprüfen, ob den Teilnehmern die Einheit gefallen hat und ob die nächste Sitzung gegebenenfalls angepasst werden muss.

Dies geschieht anhand von Skalierungsspielen. Die Skalierung ist dabei am Boden mit einer Schnur markiert, an der für gewöhnlich Zahlen von eins bis zehn angelegt werden. Um die Einheit zu evaluieren, werden Fragen gestellt, die die Nutzer für sich einschätzen und sich am entsprechenden Platz der Skala aufstellen sollen. Anstatt von Zahlen gibt es zum leichteren Verständnis eine Smiley- Skala von einem weinenden Smiley mit verschiedenen Abstufungen bis zu einem lachenden Smiley. Mögliche Fragen könnten beispielsweise sein:

„Wie hast du dich bei der Tennisball- Massage gefühlt?“, „Wie hat dir die Partnerarbeit im Zweierteam gefallen?“ oder „Wie zufrieden warst du mit den Pausen heute?“. Zur Verdeutlichung kann die Leitung jeweils noch die beiden Pole in Bezug auf die jeweilige Frage benennen und erklären, etwa: „Der lachende Smiley heißt: ‚Die Massage war superschön‘, der weinende Smiley heißt ‚Die Massage war furchtbar für mich‘“.

Um Handlungsanweisungen und Verbesserungsvorschläge ableiten zu können, ist es von Bedeutung, dass die Leitung, nachdem sich die Teilnehmer auf der Skala platziert haben, nachfragt, warum die Teilnehmer dort stehen, wo sie stehen. Diese Nachfrage kann stichprobenartig erfolgen. Interessant ist es hierbei meist, „Ausreißer“ zu befragen, also diejenigen Teilnehmer, die sich ganz anders platziert haben, als die anderen. Außerdem sollte die Leitung darauf achten, dass nicht immer dieselben Teilnehmer befragt werden, sondern jeder zu Wort kommt. Beachtet werden sollte hierbei, dass eine Nachfrage keinen Angriff auf die Positionierung darstellt: Jeder Teilnehmer darf sich dort platzieren, wo es sich für ihn richtig anfühlt und wird in seiner Kritik ernst- und angenommen. Diese Haltung fördert die Fähigkeit der Teilnehmer, kritische Anmerkungen zu entwickeln und äußern zu können. Zudem stärkt es die Selbstwirksamkeit der Nutzer des Angebots, wenn diese merken, dass ihre Verbesserungsvorschläge tatsächlich umgesetzt werden.

3.7 Darstellung der einzelnen Gruppensitzungen

Im weiteren Verlauf soll eine tabellarische Übersicht über die acht Einheiten des Angebots erfolgen, die einen Eindruck über die Art und den Charakter des Angebots vermittelt. Zudem werden die gewählten Methoden vorgestellt. Wichtig ist es hierbei, zu betonen, dass die ausgewählten Methoden eher als Bausteine gehandhabt werden sollten, als als festgelegter Ablaufplan. Die Gruppenleitung kann dann jeweils auswählen, welche Methoden sie nutzen möchte, ob alle durchgeführt werden können oder welche Module jeweils gestrichen werden müssen.

Einheit	Thema	Ziele für die Einheit	Ausgewählte Methoden
1	Das bin ich, wer ist noch da?	- Die Teilnehmer lernen sich gegenseitig kennen. - Die Teilnehmer können eigene Stärken und Schwächen sehen und ausdrücken. - Die Teilnehmer sehen sich als Teil eines Gruppengefüges.	- Gemeinsamer Beginn - Arbeit mit Bildern Thema: Hobbies und Dinge die man besser lernen möchte - Vorstellung der ausgewählten Bilder in Partnerarbeit - Erfahrungsaustausch im Plenum - Kennenlernspiele: Spinnennetz, Namens- Koffer-Packen, Stellungsspiele - Tennisball- Massage des eigenen Körpers
		GEMEINSAMER IMBISS	
2	Mein Körper und seine	- Die Teilnehmer nehmen den eigenen	- Blitzlicht- Runde: Etwas an meinem Körper, das ich mag

	Pflege	Körper bewusst wahr. - Die Teilnehmer können die Körper der beiden Geschlechter anhand ihrer Merkmale unterscheiden und sich selbst als Mann oder Frau identifizieren. - Die Teilnehmer wissen, welche Körperzonen wie gepflegt werden können.	- Geschlechtergetrennte Kleingruppen: Arbeit mit lebensgroßen Figuren von Mann/ Frau - Erarbeitung von Hygienegewohnheiten und –erfordernissen im Gespräch in geschlechtergetrennten Kleingruppen - Gegenseitige Vorstellung des Körpers des eigenen Geschlechts im Plenum - Gemeinsamer Abschluss und Evaluation
3	Typisch Mann, typisch Frau?!	- Die Teilnehmer reflektieren eigene Rollenbilder und Verständnisse. - Die Teilnehmer erfahren, dass Rollenbilder nicht verbindlich sind und dass jeder ein etwas anderes Rollenverständnis hat. - Die Teilnehmer wissen von der Bedeutung von Rollenbildern in Beziehung und Partnerschaft.	- Gemeinsamer Beginn - Spiel: Typisch Mann, typisch Frau (Arbeit mit Bildern) - Stellwand mit Bildern- Untypische Rollenbilder - Betonung der Individualität jeder einzelnen Person - Rollenspiele mit Stopp- Rufen - Sammlung von Aufgaben in Beziehungen im Plenum und Besprechung von Möglichkeiten der Verteilung
		GEMEINSAMER IMBISS	
4	Streicheln ist schön- Sexualität und Verhütung	- Die Teilnehmer kennen verschiedene Formen sexueller Aktivität. - Die Teilnehmer wissen, wie es zu einer Schwangerschaft kommt und wie ein Baby entsteht. - Die Teilnehmer wissen, wie eine unerwünschte Schwangerschaft verhindert werden kann.	- Einstiegsübung: Teilnehmer suchen Gegenstand aus zur Frage: Was ist für mich wichtig, wenn ich an Sexualität denke? (vgl. Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. (Hrsg.), 2014, S.127) - Gemeinsamer Austausch im Plenum - Gemeinsame Erstellung einer Flipchart: Verschiedene Formen sexueller Aktivität sammeln - Stellwand mit Bildern: Wie ein Baby entsteht - Vorstellung von verschiedenen Verhütungsmethoden anhand von Anschauungsmaterial - Gemeinsamer Abschluss und Evaluation
5	Freundschaft und Partnerschaft	- Die Teilnehmer können die Begriffe „Freundschaft“ und „Partnerschaft“ definieren und unterscheiden. - Die Teilnehmer	- Gemeinsamer Beginn - Impulszitate zu Beziehung - Annäherung an die Begriffe im Plenum, Kreise mit Schnittmenge legen - Sammlung: Wie und wo findet man Freunde/ einen Partner?

		erfahren, welche Formen der Beziehung mit welchen Erwartungen verknüpft sind.	- Angefangene Sätze vollenden
		GEMEINSAMER IMBISS	
6	Meine Wünsche, deine Wünsche	- Die Teilnehmer kennen ihre Wünsche und Bedürfnisse im Hinblick auf eine Beziehung. - Die Teilnehmer können ihre Wünsche formulieren. - Die Teilnehmer wissen, dass Wünsche und Erwartungen in einer Beziehung unterschiedlich sein können.	- Blitzlicht- Runde: Was Partnerschaft ausmacht - Traumreise (Schellenberg) - Collage basteln mit Wünschen - Austausch im Plenum - Diskussion und Vergleich: Unterschiedliche Wünsche - Gemeinsamer Abschluss und Evaluation
7	Streit und Versöhnung	- Die Teilnehmer erkennen Streit als wichtiges Element einer Beziehung. - Die Teilnehmer erfahren, welche Ursachen Streit haben und wie man sich wieder versöhnen kann. - Die Teilnehmer kennen Möglichkeiten zur Konfliktbewältigung.	- Gemeinsamer Beginn - Bildergeschichte (vgl. Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. (Hrsg.), 2014, S.89) - Austausch im Plenum: Eigene Erfahrungen mit Streit und Versöhnung - Rollenspiele zum Thema „Streit in der Partnerschaft“ in Abschnitten mit Pausen-Fragen im Plenum - Gemeinsame Sammlung von Möglichkeiten der Versöhnung
		GEMEINSAMER IMBISS	
8	Schön, dass du da warst- Evaluation und Abschluss	- Die Teilnehmer sichern die gelernten Inhalte. - Die Teilnehmer geben Rückmeldungen über die erlebten Einheiten. - Die Teilnehmer klären abschließende Fragen.	- Blitzlicht- Runde: Was wir miteinander erlebt haben - Reflektion über die erlebten Einheiten anhand des erarbeiteten Materials - Bewertung der Einheiten mit Ampelkarten - Heißer Stuhl - Gemeinsamer Abschluss und Evaluation

3.8 Exemplarische Ausformulierung eines Seminartags

Nun wird exemplarisch ein Seminartag ausführlich beschrieben. Dies soll einen vertieften Einblick in das Seminar gewähren. Beschrieben wird der dritte Seminartag, der aus den Einheiten fünf (Freundschaft und Partnerschaft) und sechs (Meine Wünsche, deine Wünsche) besteht.

Nach dem gemeinsamen Beginn erfolgt ein Impuls mit Zitaten. Die Zitate bilden Definitionen von Freundschaft und Partnerschaft (Anhang A). Dieser Einstieg soll die Teilnehmer dazu

anzuregen, darüber nachzudenken, was Freundschaft und Partnerschaft für sie konkret bedeuten und was sie mit diesen Begriffen verbinden.

Im Anschluss werden zwei Karten mit den Begriffen „Freundschaft“ und „Partnerschaft“ auf den Boden gelegt. Um jeden Begriff wird mit einer Schnur ein Kreis gelegt. In der Mitte bilden beide Kreise eine Schnittmenge. Die Teilnehmer sitzen im Kreis um diese gestaltete Mitte und die Gruppe darf gemeinsam sammeln, was sie mit den Begriffen verbinden. Das können beispielsweise Wortmeldungen sein wie „zusammen schöne Dinge unternehmen“, „sich küssen“ oder „zusammen über Geheimnisse reden“. Wenn ein Teilnehmer eine Wortmeldung abgibt, notiert einer der Gruppenleiter den Beitrag auf einem Zettel. Dann entscheidet die Gruppe gemeinsam, ob der Beitrag eher zum Begriff „Freundschaft“ oder „Partnerschaft“ passt. Einige Beiträge, wie beispielsweise „zusammen schöne Dinge unternehmen“ passen zu beiden Begriffen gleichermaßen. Diese werden in der Schnittmenge der beiden Kreise untergebracht. Möglicherweise entwickelt sich bei manchen Beiträgen auch eine Diskussion. Diese wird von dem Teil des Leitungsteams, der die Beiträge nicht aufschreibt, moderiert.

Nachdem nun klar geworden ist, was die Begriffe „Freundschaft“ und „Partnerschaft“ bedeuten, haben die Teilnehmer die Möglichkeit, sich in Partnerarbeit tiefergehend mit der Thematik zu befassen. Dafür wird die Methode „Angefangene Sätze vollenden“ (Knoll, 2013, S.182) genutzt. Jedes Paar startet bei einem Plakat mit einem angefangenen Satz. Beispielsweise wäre „An meinem besten Freund mag ich besonders, dass…“, „Mit einem guten Freund kann ich….“ oder „Mein Partner sollte…“ denkbar. Die beiden Teilnehmer überlegen sich gemeinsam, wie der Satz enden könnte und schreiben ihn auf das Plakat. Wenn die beiden den Satz nicht selbst auf das Plakat schreiben möchten oder können oder bei der Formulierung Hilfe benötigen, stehen die Gruppenleiter als Assistenten bereit. Nach einer gewissen Zeit rotieren die Paare weiter und beschäftigen sich mit dem nächsten Plakat. Als Abschluss der Methode kommen alle zurück in den Sitzkreis und die Ergebnisse werden vorgelesen. So können die Teilnehmer auch nachfragen, wenn ein Beitrag nicht eindeutig ist und Beiträge, über die Uneinigkeit herrscht, diskutiert werden.

Die Gruppenleitung kann die Ergebnisse dieser Methode als Übergang zum Thema des Nachmittags (Meine Wünsche, deine Wünsche) nutzen. So werden bereits bei der Beendigung der Sätze auf den Plakaten einige Wünsche deutlich, die bei den Teilnehmern in Bezug auf Freundschaft und Partnerschaft bestehen. Die Gruppenleitung gibt einen Ausblick darüber, dass die Gruppe am Nachmittag die Gelegenheit hat, sich vertieft mit den eigenen Wünschen zu beschäftigen. Dann geht die Gruppe gemeinsam in den Raum, in dem der Imbiss stattfindet und es erfolgt eine Pause.

Nach dem gemeinsamen Imbiss kommt die Gruppe erneut im Seminarraum zusammen. Die Gruppenleitung gibt einen kurzen Rückblick über den bisherigen gemeinsam erlebten Tag und fasst die wichtigsten Lernpunkte kurz zusammen. Dann erfolgt ein Ausblick über den Nachmittag und die Inhalte.

Die Gruppe startet mit einer Blitzlicht- Runde. Das Thema der Runde steht ergänzend zum Rückblick: „Was macht eine Partnerschaft aus?“ Die Teilnehmer können hier Punkte aus der Gruppenarbeit noch einmal aufgreifen. Möglich sind hierbei sowohl Punkte, die nur dem Begriff „Partnerschaft“ zuzuordnen sind, als auch Punkte, die aus der Schnittmenge der beiden Begriffe „Freundschaft“ und „Partnerschaft“ stammen.

Im Anschluss erleben die Gruppenmitglieder gemeinsam eine Traumreise. Die Traumreise hat „Wünsche“ zum Thema und hilft den Teilnehmern dabei, darüber nachzudenken, was sie sich wünschen und was ihnen für ihre Lebensplanung wichtig ist (Anhang B). Für die Traumreise erhält jeder Teilnehmer eine Decke und kann sich einen Platz im Raum und eine Position suchen, in der er sich wohl fühlt. Nach Beendigung der Geschichte kommt die Gruppe kurz im Kreis zusammen und berichtet darüber, wie diese Methode von den Teilnehmern erlebt wurde.

Um einen sanften Übergang zwischen Entspannung und Konzentration im Gruppenplenum zu schaffen, hat nach der Traumreise jeder Teilnehmer alleine Zeit, seine Wünsche und Träume für die Zukunft, in Bezug auf Freundschaft und Partnerschaft, auf einem Bild darzustellen. Die Teilnehmer können hierbei malen, schreiben, oder Bilder, die bereits von der Gruppenleitung vorbereitet wurden, aufkleben.

Im Anschluss kommt die Gruppe wieder im Plenum zusammen und tauscht sich aus. Wer möchte, darf den anderen Gruppenmitgliedern sein Bild zeigen und seine Wünsche vorstellen. Wichtig hierbei ist, dass die Wünsche der Teilnehmer weder bewertet, noch in ihrer Realisierbarkeit eingeschätzt werden. Dies drückt Respekt vor den Teilnehmern aus: Manche Wünsche gehen in Erfüllung, andere nicht. Nachdem jeder, der möchte, sein Bild vorgestellt hat, regt die Gruppenleitung eine Diskussion zum Nachdenken an: Die Teilnehmer sollen vergleichen, ob alle insgesamt ähnliche Wünsche hatten oder ob sich diese stark unterschieden haben. Wenn sich die Wünsche unterscheiden, kann darüber nachgedacht werden, ob Menschen mit sehr unterschiedlichen Wünschen trotzdem eine Partnerschaft führen können oder ob sie dann nicht zusammen passen. Die Teilnehmer können außerdem überlegen, welche ihrer Wünsche auf jeden Fall erfüllt werden sollen und in welchen Bereichen sie offen für Kompromisse sind. Die Gruppe erarbeitet so gemeinsam die Bedeutung von Wünschen bezüglich einer Partnerschaft und stellt

Handlungsmöglichkeiten vor, wenn Wünsche sehr unterschiedlich sind. Zudem lernen die Teilnehmer, dass Wünsche und Erwartungen sehr unterschiedlich sein können.

Am Ende erfolgt der gemeinsame Abschluss mit Evaluation.

4. Schlussgedanke

Es wurde deutlich, dass sich in den vergangenen Jahren bereits einige Wandlungen vollzogen haben, die die Bedingungen für Menschen mit geistiger Behinderung in Bezug auf die Entwicklung und das Ausleben einer gesunden Sexualität verbessert haben. Dennoch ist es wichtig, das Thema weitergehend zu enttabuisieren, zu erforschen und zu bearbeiten. Es muss weiter an der Umsetzung der Forderungen nach Ralf Specht gearbeitet werden, um selbstbestimmte Sexualität für Menschen mit geistiger Behinderung zu fördern und zu ermöglichen.
Seminare wie das von mir entworfene können daran mitwirken, Spechts Forderung nach einer sexuellen Bildung von Anfang an nachzukommen und zur Emanzipation der Zielgruppe beitragen. Um diese gewünschte Emanzipation von Menschen mit geistiger Behinderung in Bezug auf ihre Sexualität zu erreichen, sollte das Seminar einige Grundvoraussetzungen erfüllen: Die Teilnehmer müssen die Möglichkeit zu Partizipation und Mitwirkung haben, die Leitung sollte die eigenen Haltungen hinterfragen und gut fortgebildet sein und die Rahmenbedingungen des Seminars sollten dabei helfen, eine Atmosphäre zu schaffen, die Lernen und offenen Austausch begünstigt.
Dabei können Rituale helfen, die Sicherheit vermitteln. Zudem kommt der Gruppengröße eine entscheidende Rolle zu, die zwölf Personen nicht übersteigen sollte. Außerdem sollte das Seminar abwechslungsreich sein und ansprechende Methoden nutzen, um das Interesse der Teilnehmer zu wecken und Beteiligung zu ermöglichen.
Ergänzend zum Angebot von sexualpädagogischen Seminaren ist die Arbeit an der Lebenswelt von Menschen mit geistiger Behinderung ebenso wichtig. Während der Ausführungen dazu in meiner Arbeit wurde deutlich, dass vor allem die Wohnsituation, der Aktionsradius und die Haltung der Betreuenden und die rechtliche Situation Hintergründe darstellen, die die Möglichkeiten der Entwicklung und Ausübung von Sexualität für Menschen mit geistiger Behinderung entscheidend beeinflussen.
Interessant wäre weiterführend zu ermitteln, wie der Wissensstand von Menschen mit geistiger Behinderung in Bezug auf sexualpädagogische Themen aktuell ist. Eine solche Forschung könnte eine Rechtfertigung für sexualpädagogische Seminare sein und dazu beitragen, dass die Wichtigkeit der Sexuellen Bildung auch im Bereich der Arbeit mit Menschen mit Behinderung erkannt wird. Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Informationslage in Bezug auf Zahlen und Fakten in diesem Bereich sehr dürftig aussieht. Spannend wäre auch, herauszufinden, wie die Beziehungssituation von Menschen mit

geistiger Behinderung ist, wie viele Personen die Möglichkeit der beschützten Ehe nutzen oder verheiratet sind und wie viele Paare, von denen wenigstens ein Teil eine Behinderung hat, Eltern sind.

Es ist zu erwarten, dass die Rechte von Menschen mit geistiger Behinderung zukünftig weiter ausgebaut werden und dies auch die Situation im Hinblick auf Liebe, Sexualität und Partnerschaft verbessert. Ich hoffe, dass in näherer Zukunft darüber entschieden wird, wie Hilfestellungen zur Entwicklung einer selbstbestimmten Sexualität in den Alltag von Menschen mit geistiger Behinderung integriert werden können und wer für die Übernahme der Maßnahme und der Kosten zuständig ist. Denn erst wenn die elementaren Bedingungen für sexualpädagogische Angebote gelegt werden und Finanzierung sowie rechtliche Grundlagen geklärt sind, können solche Angebote und Hilfsmöglichkeiten entwickelt und genutzt werden.

Literaturverzeichnis

Bierhoff, Hans Werner; Grau, Ina (1999): Romantische Beziehungen. Bindung, Liebe, Partnerschaft. Bern: Huber.

Bosch, Erik (2004): Sexualität und Beziehungen bei Menschen mit einer geistigen Behinderung. Ein Hand- und Arbeitsbuch. Tübingen: Dgvt-Verl.

Buber, Martin (1983): Ich und du. 11., durchges. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges.

Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. (Hrsg.) (1995): Sexualpädagogische Materialien für die Arbeit mit geistig behinderten Menschen. Weinheim, Basel: Beltz.

Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. (Hrsg.) (2014): Sexualpädagogische Materialien für die Arbeit mit geistig behinderten Menschen. 6. Aufl. Weinheim [u.a.]Beltz: Beltz Juventa.

Cornelsen (o.J.): Lebensspanne. In: https://www.cornelsen.de/bgd/97/83/06/45/03/04/5/9783064503045_x1SE_096_101.pdf (Zugriff am 19.11.2014)

Fittkau & Maaß (2011): Gründe, die dafür sprechen in einer festen Beziehung zu leben, zitiert nach de.statista.com, http://de.statista.com/statistik/daten/studie/218732/umfrage/gruende-fuer-eine-feste-beziehung/ (Zugriff am 11.11.2014)

Fornefeld, Barbara (2000): Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. München [u.a.]: Reinhardt.

Grüling, Birk (2013): „Partnervermittlung für Menschen mit Handicap“. In: Welt. http://www.welt.de/regionales/hamburg/article119836998/Partnervermittlung-fuer-Menschen-mit-Handicap.html (Zugriff am 19.11.2014)

Heitkötter, Martina; Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Meier-Gräwe, Uta (2008): Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien. [S.l.]: Budrich, Barbara.

Houben, Isabel; Sass, Henning; Wittchen, Hans; Zaudig, Michael (2003): Diagnostische Kriterien des diagnostischen und statistischen Manuals psychologischer Störungen DSM-IV-TR. Göttingen [u.a.]: Hogrefe.

Knoll, Jörg (2013): Kurs- und Seminarmethoden. Ein Trainingsbuch zur Gestaltung von Kursen und Seminaren, Arbeits- und Gesprächskreisen. Neu ausgestattete Sonderausg. der 11. Aufl. Weinheim: Beltz.

Moll, Angela (2010): Sexualität geistig Behinderter. Behinderte Sexualität? 1. Aufl. Schwäbisch Hall: Angela Moll.

Rentrop, Norman (o.J.) Stichwort: Freunde/ Partnerschaft. In: http://www.normanrentrop.de/zitate/freunde.html (Zugriff am 16.01.2015)

Römer, Bernhard (1995): Streicheln ist schön. Sexuelle Erziehung von geistig behinderten Menschen. Mainz: Matthias-Grünewald-Verl.

Roschk, Steffen (o.J.) Freundschaft Zitate. In: http://zitate.net/freundschaft.html (Zugriff am 16.01.2015)

Schefter, Thomas (o.J.) Alle Texte zum Thema: Partnerschaft. In: http://www.aphorismen.de/suche?f_thema=Partnerschaft (Zugriff am 16.01.2015)

Schellenberg, Bärbel (o.J.) Der Berg der Wünsche. In: http://hierfindichwas.de/wp-content/uploads/2014/04/HFIW_Phantasiereise_Der_Berg_der_Wuensche.pdf (Zugriff am 16.01.2015)

Schmidt, Renate-Berenike; Sielert, Uwe (2013): Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. 2. Aufl. Weinheim: Juventa.

Specht, Ralf,: „Sexualität als Recht auch für Menschen mit Behinderung“. In: BZgA FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung. Stand: 1-2010. http://www.sexualaufklaerung.de/cgi-sub/fetch.php?id=656 (Zugriff am 30.11.2014)

Spiegel, Hiltrud von (2011): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis. 4. Aufl. München: Reinhardt.

Stern (2010): Loki Schmidt in Zitaten: "Bloß nicht faul sein" in: Stern. 2010http://www.stern.de/politik/deutschland/4-liebe-partnerschaft-tod-loki-schmidt-in-zitaten-bloss-nicht-faul-sein-1616216.html (Zugriff am 16.01.2015)

Üstün, T. Bedirhan; Dilling, Horst (2000): Die vielen Gesichter des psychischen Leids. Das offizielle Fallbuch der WHO zur ICD-10 Kapitel V (F): Falldarstellungen von Erwachsenen. 1. Aufl. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Huber.

Anhangsverzeichnis

Anhang A: Zitate als Einstieg zu den Themen „Freundschaft“ und „Partnerschaft“

Anhang B: Traumreise: „Der Berg der Wünsche“

Erklärung

1. Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst habe.
2. Ich versichere, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und die Standards guten wissenschaftlichen Arbeitens eingehalten zu haben.
3. Die gesetzlichen Vorschriften zum Datenschutz und zum Schutz der Urheberrechte wurden von mir beachtet
4. Ich bin damit einverstanden, dass meine Abschlussarbeit in die Bibliothek der Evangelischen Hochschule aufgenommen wird.
5. Ich bin damit einverstanden, dass meine Abschlussarbeit in digitaler Form öffentlich zugänglich gemacht wird.

Nürnberg, den 15.01.2015

Dorothee Lutz

Anhang

Anhang A: Zitate als Einstieg zu den Themen „Freundschaft“ und „Partnerschaft“

Zitate „Freundschaft“

Freundschaft ist nicht nur ein köstliches Geschenk, sondern auch eine dauernde Aufgabe. (Ernst Zacharias) (Roschk)

Wahre Freundschaft ist eine sehr langsam wachsende Pflanze. (George Washington) (Roschk)

Wirklich gute Freunde sind Menschen, die uns ganz genau kennen, und trotzdem zu uns halten. (Marie von Ebner- Eschenbach) (Roschk)

Zitate „Partnerschaft“

Balance der Partnerschaft: vom anderen nicht mehr verlangen als von sich selbst. (Henriette Wilhelmine Hanke) (Schefter)

Das schönste an einer Partnerschaft ist nicht die ausgestreckte Hand, das freundliche Lächeln oder der menschliche Kontakt, sondern das erhabene Gefühl, jemanden zu haben, der an einen glaubt. (Ralph Waldo Emerson) (Rentrop)

Den Partner nehmen, wie er ist, und nicht, wie man ihn gerne hätte (Loki Schmidt) (Stern, 2010)

Anhang B: Traumreise: „Der Berg der Wünsche“

Nun begib dich in deiner Phantasie zu einer wundervollen saftigen grünen Bergwiese. Überall kannst du Blumen, Sträucher und Gräser entdecken — geh zu einem Platz den du als angenehm empfindest — schau dich um und nimm deine Umgebung wahr — die Sonne strahlt warm und wohltuend in deine Richtung — such dir eine Blume in der Nähe deines Platzes aus und knie dich zu ihr — berühre sanft ihre Blüten — schau dir die Farbe und Form der Blüten, der Stengel genau an — sie können rund, oval oder kantig sein, oder eine andere Form haben — streiche sanft mit viel Gefühl über den Blütenkopf — ganz vorsichtig — nun rieche an deinen Händen und nimm den Geruch wahr — nimm dir Zeit diese Pflanze wahrzunehmen und zu erforschen.

Nun steh auf und geh weiter und schau dich dabei um — auf der einen Seite der Alm geht ein breiter, gut ausgebauter Pfad zu einer etwas höher gelegenen Bergwiese — du kannst von weitem ihre bunten Blumen erkennen — geh zu diesem Pfad und laufe zu ihr — du nimmst auf deinem Weg zur anderen Wiese den stabilen Untergrund des Pfades wahr — die kräftigen Farben der Natur am Wegesrand — auf der Bergwiese angelangt siehst du ein wahres Blütenmeer — Blumen in den unterschiedlichsten Farben und Formen breiten sich auf einer riesigen Wiese aus — die Sonne schickt ihre warmen Strahlen zu dir und umhüllt dich wie mit einem warmen Mantel — du fühlst dich vollkommen ruhig und geborgen.

Diese Farbenpracht erfüllt dich mit Freude — der Duft der Blumen umweht dich — es ist eine Komposition der Düfte — eine leichte Brise weht über das Blumenmeer — in der Mitte der Bergwiese steht ein riesiger Stein, der oben abgeflacht ist — fast wie ein Plateau — an der Seite sind große ausgebaute Treppen mit einem Geländer — er ist so groß, dass du bequem darauf stehen kannst — stell dich auf diese Erhöhung — auf dem Felsen liegen an der Seite bunte Zettel mit verschiedenen Stiften — nimm dir einen Zettel — befühle das Material — und einen Stift — nun schreibe auf dieses Blatt deinen sehnlichsten Wunsch — schreibe alle deine Wünsche auf diese Zettel — lass dir Zeit — lass die Gedanken fließen. Wenn du keine Wünsche formulieren kannst, dann stell dir die Zukunft vor — so wie du sie gerne hättest — übertrage deinen Zukunftswunsch auf ein Symbol, ein Bild, eine Empfindung oder was auch immer dir jetzt gerade in den Sinn kommt und male es auf das Blatt.

Du bemerkst das ein leichter Wind aufkommt — er ist warm und angenehm — eine Windböe erfasst das Blumenmeer und nimmt viele der bunten Blütenblätter mit auf seinem Weg — du siehst, wie die Windböe ihre Kreise über die Wiese zieht — wie ein großer Schwarm vieler bunter Blüten — der Duft der Blumen umhüllt dich und du fühlst dich vollkommen geborgen — wirf nun dein Blatt oder deine Blätter in den Blumenschwarm — sie fliegen mit den tausenden wundervollen bunten Blütenblättern davon — schicke deine Wünsche auf die Reise — schau noch eine Weile den davon fliegenden Blüten nach — sieh wie sie in den

Himmel geweht werden — verschiedene Richtungen einnehmend— nimm den Duft der Blumen in dich auf.

Begib dich nun auf deine Heimreise — Das Gefühl der Geborgenheit wird dich nun auf deiner Heimreise begleiten — fühle die Wärme der Sonne, die dich erfüllt — Fühle dieses Gefühl der Freude — Fühle die angenehme Schwere deiner Glieder — die Entspannung und die wohlige Wärme — nun kehre in Gedanken zurück aus deinem Bild — verabschiede dich — spüre den Atem ein und aus — heben und senken des Brustkorbes — ein und aus. Nun kehre langsam mit geschlossenen Augen aus der Phantasiewelt zurück — fühle deine Füße — deine Arme — balle leicht deine Fäuste — gibt etwas Kraft hinein — bewege deine Füße — atme ganz tief ein und aus — strecke Arme und Beine — räkle dich, wenn du magst — öffne nun die Augen, atme nochmals tief durch — du bist vollkommen zurück in der wachen Welt. (Schellenberg)